

Fondation  
Charles Veillon

*Iso Camartin*

*Lauréat du*

*Prix Européen de l'Essai Charles Veillon 1986*

*Discours de proclamation*  
Pascal Veillon

*Laudatio*  
Hugo Loetscher

*Conférence*  
*Iso Camartin*

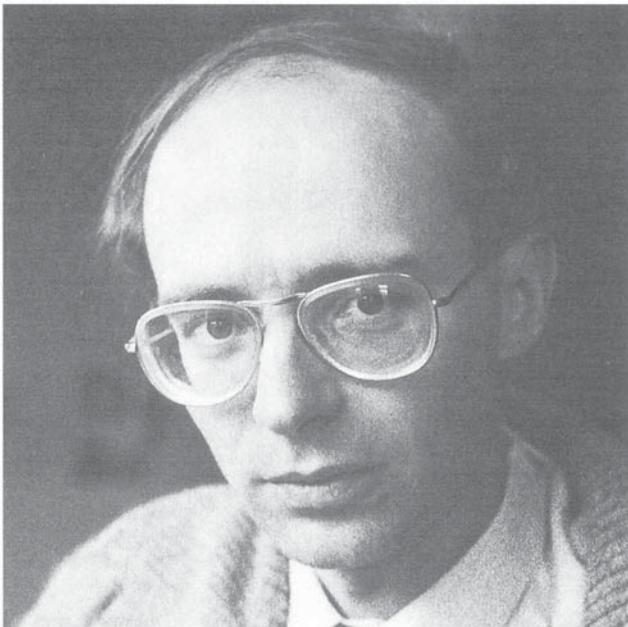


Photo Niklaus Stauss, Zürich

*Iso Camartin*

© Copyright Fondation Charles Veillon, Bussigny — 1987

*Imprimé en Suisse*

## *DISCOURS DE PROCLAMATION*

*Faire partie d'un jury, Mesdames, Mesdemoiselles, Messieurs, c'est être habité d'un grand espoir, je dirais même d'un triple espoir.*

*Premier espoir: se trouvera-t-il, parmi l'abondance des publications (qui ressemble parfois plus à une marée un peu envahissante qu'à une abondance!), se trouvera-t-il un auteur dont les idées ou le génie, nous toucheront, nous permettront de dire: « Voilà quelque chose d'important à entendre aujourd'hui. » Oui, le Prix Européen de l'Essai est basé sur cet espoir que jamais l'homme ne cessera de tourner son regard sur lui-même et sur la société, et que chaque année, nous pourrons fêter un nouvel essayiste.*

*Le deuxième espoir, encore plus fort face à un auteur jeune comme vous l'êtes, Monsieur Camartin, c'est que l'éclat de la pensée qui a attiré nos regards ne soit pas factice, ou passager, qu'il résiste au futur; que notre discernement ait été sûr. Je ne veux pas dire que nous en doutions, sinon nous n'aurions pas décerné le prix! mais qui connaît le futur? cet espoir, vous le voyez, est une attente assez passionnée.*

*Et le troisième espoir d'un jury, c'est vous, Mesdames, Messieurs. Vous qui avez répondu à notre invitation et qui dites ainsi: nous nous intéressons à l'essai. Nous aimons lire et entendre ceux qui parlent de leurs idées.*

*Vous qui êtes venus vous réjouir qu'une partie de nos espoirs ont déjà été réalisés. Je vous souhaite la bienvenue, ce soir, et j'espère que votre espoir ne sera pas déçu!*

*Nous avons donc choisi Monsieur Iso Camartin comme lauréat du deuxième Prix Européen de l'Essai. Vous allez en apprendre les raisons, bien mieux que je ne pourrais le faire, lorsque Messieurs François Bondy et Hugo Lœtscher, tous deux membres du jury, vous parleront tout à l'heure.*

*J'aimerais tout de même relever, dans ces salutations, l'intérêt avec lequel, Monsieur Camartin, nous vous avons entendu parler du respect des minorités.*

*Voilà certainement une de ces valeurs fondamentales que nous essayons de défendre, par l'aide, bien modeste, que notre Fondation apporte dans*

*le domaine littéraire et dans quelques autres: faire perdre pied à toute espèce de totalitarisme: politique, bien sûr, mais aussi linguistique, idéologique ou moral.*

*On est parfois désespéré par la tournure que prend notre monde, sur ce plan. On a besoin, précisément d'espoir.*

*Comme je l'ai appris dans votre biographie, Monsieur Camartin, vous avez fait de la théologie! Vous me comprendrez quand je dirai: pas seulement d'espoir, mais d'espérance.*

*Vous comprendrez aussi que votre façon de parler des minorités comme ferment de renouveau, comme force dans une apparente faiblesse, me fasse inévitablement penser aux paraboles évangéliques: le sel de la terre, la graine qui germe, la lumière dans la nuit. Combien je m'en réjouis: il y a tant de force dans l'espérance qui naît de ces paroles.*

*Mon espoir donc? Que vos paroles, Monsieur Camartin, se conjuguent avec l'espérance un peu folle de ceux qui attendent beaucoup des humbles.*

Pascal Veillon

## NICHTS ALS WORTE

*Für unsere Herkunft vermögen wir nichts, aber Entscheidendes dafür, was wir daraus machen. Und von irgendwoher kommen wir nun einmal auf diese Erde, deren Bürger wir sind, auch wenn die Erde selber aus dem Nichts kommt. Und angesichts all der Ecken in unserem Lande, gibt es recht verschiedene Möglichkeiten der Herkunft. Man kann zum Beispiel aus Graubünden kommen wie Iso Camartin. Und zwar aus dem rätoromanischen.*

*Doch was heisst rätoromanisch? Er kommt aus dem Surselvischen, wo man «bien di» sagt und keineswegs «allegra», um schon beim Morgen gruss klar zu machen, dass trotz alpiner Gemeinsamkeit ein Bergtal nicht gleich dem andern ist und rätoromanisch noch lange nicht rätoromanisch.*

*1944 in Chur geboren, wuchs Camartin in Disentis auf. Das Rätoromanische war buchstäblich die Muttersprache, denn seine Mutter redete rätoromanisch. Aber es gab ja noch die andere Sprache, Vorderrhein abwärts, die des Unterlandes, die man deutsch nennt, und die nicht zuletzt für die Ausbildung wichtig wurde.*

*Es ist in dieser Sprache des Unterlandes, dass wir zum Lob von Iso Camartin ansetzen. Und die Laudatio soll ja nicht zuletzt mit Bewunderung dafür vorgebracht werden, wie er mit dieser Unterlands-Sprache umgeht, souverän und verantwortungsvoll, um nicht zu sagen, preiswürdig.*

*Aber es blieb ja nicht nur bei dieser Zweitsprachigkeit, die für Rätoromanen aus Not noch rasch zur Notwendigkeit wird, da unvermeidlich neben die Herzenssprache die Brotsprache tritt. Nun hatte die Mutter, wie Camartin erzählt, als wichtigste materielle Mitgift eine französische Ausgabe der Werke von Molière und eine italienische der «Promessi sposi» von Manzoni in die Ehe gebracht. Was als Frauengut gedacht war, sollte des Sohnesgut werden, wie sein Werdegang illustriert.*

*Camartin studierte in München und in Regensburg, wo er doktorierte. Vorangegangen war ein Studienaufenthalt in Bologna, und an die Promotion schloss sich eine Lektoratstätigkeit in Lyon an und später ein Forschungsaufenthalt in Harvard am Center for European Studies.*

*Zur Muttersprache und zum Deutsch waren in aller Selbstverständlichkeit italienisch und französisch hinzugekommen. So zählt Camartin zu*

*den rarissimi, die in einem viersprachigen Land wie der Schweiz auch alle vier Sprachen sprechen. Eine sublime Demonstration, wie man aus dem Nachteil einer Randsituation eine Chance macht. Demzufolge konnte auch in einer Publikation wie «Die viersprachige Schweiz»<sup>1</sup> Camartin wie kaum ein anderer mit Kompetenz über die Beziehungen zwischen den schweizerischen Sprachregionen schreiben.*

*Aber hinter solcher Polyglottie steht eine Mehrsprachigkeit anderer Art, wie man in einem der jüngsten Aufsätze nachlesen kann. Er geht davon aus, dass keine Sprache eine reine und dass ihr Mischcharakter die Folge einer zivilisatorischen Entwicklung ist, so dass in jeder Sprache schon immer andere mitschwingen, und dass alle auf Pump und per Borg leben, die kleineren mehr als die grösseren. Und zur Darstellung kommt die Vielsprachigkeit innerhalb der eigenen Sprache, die sich schon aus den in ihr gesprochenen Soziolekten ergibt. Und so liest man: «Deshalb gehört zu den Sprachen, die wir brauchen, noch eine imaginäre Sprache, deren Wörter uns wie magische Schlüssel zu neuen Erfahrungsräumen erscheinen.» Und ferner: «Von allen uns gegebenen Mitteln, Realität zu deuten und zu verändern, ist die Sprache die mächtigste. Wie sollten wir da nicht auf der Suche nach jenen Worten sein, die uns den Einklang mit der Welt versprechen.»<sup>2</sup>*

*Damit drückt sich auch eine Hoffnung aus, die einen für einen Moment von jener Sprachskepsis heilt, die die Worte als sehr menschlich empfindet, da auch diese nicht immer halten, was sie zu decken versprechen.*

*«Viele Sprachen und keine zuviel» - der Titel dieses Aufsatzes könnte als Motto dienen, und dieses könnte auch dafür stehen, dass Camartin die Herkunft nicht als etwas Gegebenes nimmt, sondern als eine Disponibilität.*

*Und dabei kann diese Herkunft nur gewinnen. Mindestens vorerst einmal an Bewusstsein, und dank Camartin an geschärftem Bewusstsein. Und dies, sobald er sich damit auseinandersetzt, was der Verteidigung bedarf und der Vermittlung wert ist. Er hat sich dieser Aufgabe, theoretisch wie praktisch, unterzogen:*

*Sei es schreibenderweise, indem er als junger Publizist Gespräche mit rätoromanischen Schriftstellerinnen und Schriftstellern führte und die Interviews in Buchform<sup>3</sup> vorlegte. Oder sei es, dass er später die deutsche Ausgabe von Robert H. Billigmeiers Buch «Land und Volk der Rätoromanen»<sup>4</sup> editorisch betreute und einleitete. Sei es kulturpolitisch, indem er*

Sekretär der «*Lia Rumantscha*» war, indem er die Edition «CH» präsidierte, eine Buchreihe, welche die Literatur der einen Schweizerischen Sprachregion durch Übersetzungen in den andern bekanntmachen will, oder indem er die rätoromanischen Belange in der Stiftung «Pro Helvetia» oder im «Schweizerischen Schriftstellerverband» vertrat. Oder als Übersetzer die Werke von Andri Peer, Hendri Spescha oder Cla Biert ins Deutsche übertrug.

Und sicher als Wissenschaftler, als Lehrbeauftragter für rätoromanische Literatur an der Universität Freiburg und Genf und jetzt als ordentlicher Professor an der ETH und an der Universität Zürich.

Aber auch, und nicht zuletzt, als Essayist, wie wir ihm in seinem Band «*Nichts als Worte?*»<sup>5</sup> begegnen, einer Bilanz, aber nicht einer des Abschlusses, sondern einer des Mitten-drin. So dominant in diesem Buch die Herkunft, das Rätoromanische zum Thema steht, sein Plädoyer für die Kleinsprachen wird, wie er ausführt, zu einem Plädoyer für das «*Nicht-Notwendige in unserer Zeit*», für das, was aufgegeben oder geopfert werden könnte, ohne dass der grosse Lauf der Geschichte deswegen gestört würde. In welchem Masse aber ein solches Opfer, ob unbewusst oder gezielt, Verarmung bedeutet, das führt uns Camartin in seinen Analysen vor. Hinter dem Titel «*Nichts als Worte?*» steht ein Fragezeichen; dass es um mehr als Worte geht, macht seine überzeugende Antwort aus.

Dass die Frage nach der Eigenheit seiner Herkunft zu einer grundsätzlichen wurde, hat nicht zuletzt damit zu tun, dass Camartin nicht im Vertrauten blieb, sondern fremdging: Zu den grossen Sprachen, für die er eine linguistische Passion entwickelte und von denen er in einigen als Romanist zu Sachgebieten kam.

Aber auch, indem er sich mit anderen Kleinsprachen befasste. Das konnte bedeuten, dass er nicht unbedingt zur Freude seiner Kompatrioten die Situation der Rätoromanen mit der der Sorben verglich. Aber auch indem er nach Wales fuhr, wo die älteste der lebenden Sprachen Europas gesprochen wird. Er stellte seine Begegnung mit walisischen Intellektuellen unter den Titel: «*Die Entscheidung unbehaglich zu leben*»<sup>6</sup>. Er erlebte eine Minoritätssituation, in der die Selbstbehauptung unweigerlich zu Militanz führt und wo die Verteidigung von Eigenheiten nicht ohne Gewalt geht.

Das war eine andere Erfahrung als die, die er zuhause machte. Dort in der Schweiz, da begegnen die Anderssprachigen der Kleinsprache seiner

*Herkunft mit Wohlwollen, handeln sich aber dafür das Recht ein, sich nicht weiter um Verständnis oder um Kenntnisnahme bemühen zu müssen, nach dem innerschweizerischen Prinzip, eine reziproke Gleichgültigkeit im Kulturellen als Liberalismus auszugeben.*

*Auf eine solche «wohlwollende Vernachlässigung» kam Camartin auch anlässlich eines Symposiums über den «Minderheitenschutz in Europa» zu sprechen. Man vernimmt: «Minderheiten überleben nicht kraft des Gesetzes, aber sie leben vielleicht länger mit der List der Vernunft. Ihre wichtigste Waffe ist ein Sensorium dafür, dass die von ihnen erhobenen Ansprüche in angemessenem Verhältnis zu den eigenen Kapazitäten stehen.»<sup>7</sup>*

*Und wenn Camartin sich für etwas einsetzte, dann war es, ein solches Sensorium auszubilden.*

*«Nicht der Kunstcharakter, den sehr wenige, aber vielleicht doch einige Werke innerhalb der rätoromanischen Literatur haben, ist in erster Linie ausschlaggebend dafür, die rätoromanische Literatur vor dem Untergang zu bewahren. Für die literarische Kunst gibt es genug Ersatz, wenn die rätoromanische Literatur einmal vergessen sein wird. Was allein ein Festhalten an ihr für die Rätoromanen rechtfertig, ist die Hilfe, die sie anbietet, um jene Sprachbasis zu entwickeln, auf der jeder geborene Rätoromane doch noch steht.»<sup>8</sup>*

*Das schreibt ein Mann, der einen feinen Kunstverständ für den Kunstcharakter der Literatur besitzt, wie seine Aufsätze über Jorge Luis Borges<sup>9</sup> eindrückliche Beispiele abgeben. Man darf vielleicht die Überlegung anstellen, dass das Werk dieses Argentiniers nicht nur seinen Kunstverständ lockt, sondern dass sich dieses bei einer Literatur erholt, die sich alle mildernden Umstände verbietet.*

*Unbestechlich jedenfalls ging Camartin daran, die Voraussetzungen zu untersuchen, unter welchen die rätoromanische Literatur entstand und entsteht, aber auch, inwiefern Anspruch und Kapazität auseinanderklaffen, und er verwendet Massstäbe, wie dies bisher mit dieser Stringenz in der rätoromanischen Literaturdiskussion nicht getan worden ist; er brachte Kriterien in die Debatte, welche diese Literatur ernst zu nehmen gewillt ist. - So legte er den Grundstein für ein neues kritisches Bewusstsein dieser Minderheitenliteratur und wurde ihr erster Kritiker. Das war nur möglich, weil er von innen her fragt und von aussen her betrachtet.*

*Dass er als Verteidiger einer Minderheitenkultur zugleich ihr schöpferischer Kritiker wurde, hat aber nicht zuletzt damit zu tun, dass er diese Li-*

teratur nicht als einen für sich abgeschlossenen Bereich nahm, sondern als Ausdruck einer grösseren kulturellen und intellektuellen Gegebenheit und ihr in ihren historischen und sozialen Bezügen nachging. Nicht zufällig befasst er sich als Dozent nicht nur mit rätoromanischer Literatur sondern mit rätoromanischer Kultur.

Einmal mehr erwies sich von Vorteil, dass er nicht im Vertrauten blieb, sondern sich dem Anderen oder Fremden aussetzte, wenn man sich vor Augen hält, welchen intellektuellen Weg er zurücklegte, der für ihn in der Klosterschule der Benedikterinnen von Disentis begann.

Eine solche Schule brachte unvermeidbar jene humanistische Prägung mit sich, die lebenslänglich hinhält. Demnach kann man bei Camartin auch in seinen Zeitungsaufsätzen, Hinweisen oder Assoziationen humanistischem Bildungsgut begegnen. Aber warum sollte er, der unfreiwillig in eine Minorität hineingeboren wurde, davor scheuen, freiwillig zu jener Minorität zu zählen, die nicht bereit ist, sich dafür zu entschuldigen, dass sie Bücher gelesen hat.

Dass Belesenheit nicht nur Sammeln und Summieren bedeutet, beweist Camartin schon mit einem Essay wie dem über «Rosen», in welchem er paraphrasiert, was Schriftstellern zu dieser Blume eingefallen ist, ein kleines Stück Literatur, das aus der Beschäftigung mit Literatur entstand<sup>10</sup>.

In diesem kurzen Prosastück trifft man auf ein Wort wie Lebensfreude, dem man auch sonst bei Camartin begegnen kann, ein eher ungewohntes Wort bei Intellektuellen, die noch so gerne Seriosität mit Verbissenheit verwechseln.

Nun hat Camartin selber einmal fast entschuldigend gesagt, er sei eben ein «etwas südlich veranlagter Mensch». Es ist denkbar, dass die Latinität seines Blutes auch in seiner Sprache pocht und ihr zu einer Eleganz verhilft, die nicht unbedingt der üblichen alemannisch-helvetischen Gangart entspricht. Nun gehörte zur schulischen Ausbildung aber auch die Pflege des Musischen, wobei, wie Camartin gleich bemerken würde, den Schülern vorenthalten wurde, dass Musen weibliche Wesen sind. Die Musik wurde mit einer Sorgfalt gepflegt, dass Camartin sich nach der Matur mit dem Gedanken trug, Musik zu seinem Beruf zu machen. Wenn er viel später dann über Bronislaw Hubermann schreibt, den Begründer des «Israel Philharmonic Orchestra», spürt man den Kenner und Liebhaber, wo sich Camartin zur Kunst dieses Geigers äussert. Doch Camartin gedenkt dieses Mannes zugleich aus einem andern Grund, da dieser einer der «politisch profiliertesten und ethisch radikalsten Künstler seiner

*Zeit*» war. Oder wie man lesen kann: «Wir Europäer aber haben jenen Hubermann zu entdecken, der um die Würde aller Menschen kämpfte als die Verschonten sich um die Menschenwürde der Betroffenen so wenig kümmerten, dass ihre eigene Würde verloren ging.»<sup>11</sup> Zwar klingen die Gregorianischen Gesänge nach. Aber die Zeit, als Gegenwart und erst recht als jüngste Vergangenheit, hält andere Töne bereit. Zur Erfahrung mit der eigenen Minorität kommt die Kenntnisnahme einer andern, die sich gegen die physische Ausrottung zu wehren hatte. Camartin entwickelt ein geradezu zärtliches Interesse für jüdische Überlieferung und jüdische Präsenz, soweit sich diese gegen die Barbarei behaupten konnte. Er schrieb einmal im Hinblick auf Hannah Arendt: «Noch in den schwierigsten Momenten war ihr Geist am Ausmessen jenes kleinen Stücks Freiheit, das auch im Reich der übelsten Zwänge noch bleibt und in welchem man die Selbstachtung und die Achtung für den Mitmenschen hinüberretten kann.»<sup>12</sup>

Mit solchen Einsichten war er weit weg von jener Zeit, als er nach der Matur zwischen Theologie und Philosophie schwankte und sich für die weltlichere Philosophie entschied und in der Folge über den deutschen Idealismus diplomierte: «Kants Schematismus Lehre und ihre Transformation beim frühen Fichte.» Nun formiert sich unser Bewusstsein und unser Gewissen nicht nur dank der Lektürebekanntschaften sondern in einem nachhaltigeren Masse aufgrund persönlicher Begegnungen. Daher sei aus einem Lebensbericht von Camartin folgende Stelle zitiert: «Zuviel Duldsamkeit für das, was schlecht zusammen passt, ist verdächtig. Es war übrigens kein Anhänger des ethischen Rigorismus, der mir dies beibrachte, sondern ein «freischwebender Intellektueller», bei dem das Reich der Freiheit und das Reich der Zwänge sich auf einmalige Art vermischten: ich verdanke jenen Ruck, den man auch als Mut zur Konsequenz bezeichnet, der Begegnung mit Jean Améry. In diesen Jahren wurde er für mich das faszinierende Beispiel, wieviel Entscheidungsklarheit sich in einer agnostizistischen Weltanschauung heranbilden kann.»

Wenn die Entscheidung dann zugunsten von Sprache fiel und damit unter diesen zugunsten von Kleinsprachen, dann war dies immer eine Sprache, die auch dort, wo sie wie in der Literatur beredten Ausdruck findet, sich nicht aus ihrem geistigen und moralischen Kontext lösen lässt, und nicht aus ihren historischen und politischen Bezügen. Deswegen findet sich bei Camartin auch ein literaturosoziologischer Einsatz, wie man in seinem Beitrag zum Sammelband «Der deutsche Roman und seine historischen und politischen Bedingungen»<sup>13</sup> nachlesen kann. Bezeichnender-

weise stellt Camartin seine «literaturosoziologischen Anmerkungen» unter den Titel «Aesthetik der sozialen Fakten». Die Sozialität der Literatur lässt sich demnach nicht einzig und allein aus den politischen und soziologischen Bedingtheiten verstehen. Darum fordert er, dass auch der Literaturosoziologe sich der «ästhetischen Organisation eines Textes» annimmt. Und er schreibt: «Deshalb scheint mir die «Ästhetik der sozialen Fakten» ein Bereich zu sein, dem der Literaturosoziologe gerade dann seine Aufmerksamkeit nicht versagen darf, wenn es ihm um die komplexesten, aber vielleicht auch genauesten Ausprägungen dessen geht, was er mit seinen soziologischen Kategorien einzufangen und zu verstehen versucht.»

Da sich Camartin mit solchen Ausweiterungen und Ausrichtungen, mit solchen intellektuellen Entscheidungen und wissenschaftlichen Interessen an die Thematik seiner Herkunft macht, versteht man, dass seine Literaturkritik unweigerlich zur Ideologiekritik wird. So einleuchtend er darlegt, weshalb man bei einer Minderheitskultur eine konservierende Präokkupation findet, er wendet sich dagegen, dass diese Kultur sich in erster Linie konservierend und tradierend versteht. So sehr er fordert, dass eine Minorität ihre eigene Geschichte besitzt, er erinnert gleichzeitig daran, dass Eigen-Geschichte nie ohne Fremd-Geschichte verstanden werden kann. Das ist keine Hinwendung zu verschütteten Quellen, aus denen irgend ein Heil sprudeln könnte, nicht eine Hinwendung zu dem, das schon deswegen als Ursprung gilt, nur weil es vorher da war. Camartins Aufmerksamkeit und auch Hoffnung richten sich nicht auf die genutzten Möglichkeiten, sondern auf die ungenutzten, nicht auf das Woher, sondern auf das Wohin.

In dieser Thematik von Klein- und Grosssprachen, von Minoritäten und Majoritäten schwingt zugleich eine allgemeinere mit, die der Begegnung und Konfrontation von Eignem und Fremden, und somit von Zusammenhang zwischen Eigen- und Fremdbestimmung - damit kann ebenso eine weltweite historische Situation gemeint sein, in welcher Grosskulturen aufeinanderprallen, wie der persönliche Bereich, wo ein eigenes Individuum auf andere Individuen stösst, eine Erfahrung von Einverständnis und Absetzung, die nicht zuletzt das Abenteuer spiegelt, das wir Lesen nennen.

In einem Gedenkaufsatz über «Die Sonderlichkeiten des grossen Lesers Hildefons Peng»<sup>14</sup> schreibt Camartin davon, was «das Lesen für eine faszinierend schwerwiegende Angelegenheit» sein kann. Er erinnert sich dabei an den Pater, der in der Klosterschule die Bibliothek betreute und

*dem Schüler bei der Ausleiharbeit half. Von ihm erzählt Camartin: «Er wollte die Entfernung ausmessen, die zwischen der eigenen grossen Verfallenheit an die fiktive Wirklichkeit bestand und der allmählichen Umgangnung des andern mit den Stricken, die diese Literatur ihm um die Seele legte. Er war geradezu begierig zu sehen, ob Spuren dessen, was er selber als Lesegeheimnis hütete, am andern auffindbar seien. Sein Geheimnis hütete er jedoch aufs strengste.» Diesem Mann tritt eines Tages ein Camartin entgegen, der nicht mehr der Literaturschwärmer von einst ist, und der sich inzwischen eigene und neue Kriterien für die Lektüre zugelegt hat.*

*«Ich hatte ihn (damit) offenbar so herausgefordert, dass es für ihn nur eine Möglichkeit gab: Verstummen. Ansonsten hätte er seine eigene Dunkelkammer öffnen müssen oder aber schwindeln. Zu beidem war er offenbar nicht bereit. So verschwand alles, was sich früher ab und zu neugierig auf sein Gesicht vorgewagt hatte, für immer in die Versenkung seines Innern, zwischen uns besorgt nur noch der Anstand und die gegenseitige Achtung die äussere Freundlichkeit, die immer aushilft, wenn sonst nichts mehr da ist.» Und Camartin beschliesst sein Erinnerungsporträt: «Dies war seine letzte List mir gegenüber: dem Beobachter sich so zu präsentieren, als wäre er selber so fiktiv geworden wie jene Figuren, deren Schicksal ihn so übermässig beschäftigt hatten.»*

*Dieses Kabinettstück eines Porträts ist Geschichte einer intellektuellen Entfremdung, angesichts der der Betroffene sich nicht an dem rächt, was einmal war. Nicht dass Camartin auf Übereinstimmung «à tout prix» aus wäre, wie er bei einer anderen Gelegenheit darlegt:*

*«Bücher, in denen man nur witziger das ausgedrückt findet, was man immer schon selber zu wissen glaubte, sind fürchterlich anstrengend; daran ändert auch die eleganteste Feder nichts. Der Leser will Reibung, und findet er sie nicht an der Meinung des Autors, dann muss sie ihm aus bisher unerschlossenen Wirklichkeitsbereichen erwachsen.»<sup>15</sup>*

*Bei einer solchen Abgrenzung von Eignem zum Andern geht es nicht nur darum, ein Eignes abzusetzen, sondern auch darum, das Andere zu einem Eigenen werden zu lassen, und vielleicht um die Entdeckung des Individuums als der kleinsten Minorität, und damit auch darum, innerhalb der eigenen Sprache zu einer eignen zu kommen.*

*Zu einer eignen Sprache kann man kommen, indem man wie Camartin mit ihr einen essayistischen Umgang pflegt. Wir ziehen es vor, statt vom*

*Essay als einer Gattung von einem essayistischen Verhalten gegenüber der Sprache zu reden, einfach schon deswegen, weil sich ein solches Verhalten in verschiedensten Formen ausdrücken kann - in einer Rezension wie in einer Studie oder in einem Gedenkblatt, im Prosastück, wie in der Rede.*

*Ein solches essayistisches Verhalten zeugt zunächst von einem Kommunikationswillen, der nicht primär auf Verständigung, sondern auf Verständlichkeit aus ist. Es gibt auch für das Denken Umfangsformen und die können schon dort zum Zug kommen, wo einer weiss, wo das Terrain des Fachjargons aufhört. Das kulturelle Gespräch stellt sich dann ein, wenn die Beteiligten fähig sind, über ihren Kreis hinauszureden.*

*Dieses essayistische Verhalten beinhaltet aber auch ein Persönlichkeitsrecht, das Recht, von eigner Erfahrung reden zu dürfen, aber nicht nur das Recht, einen Standpunkt einzunehmen, sondern auch die Pflicht, diesen darzulegen. Damit ist nicht jener Mode das Wort gesprochen, die meint, schon Eigenes zu sagen, nur weil sie «ich» sagt.*

*Denn die eigne Person gewinnt an Profil, inwiefern sie sich gegenüber Fakten, Objekten bewährt und anderen Meinungen. Und das geht nun einmal nicht ohne Kenntnisse, was die beliebte Vorstellung ausschliesst, Nicht-Informiertheit als Spontaneität und Originalität auszugeben. Das essayistische Verhalten gewinnt in dem Masse an Überzeugungskraft, wie es auf einen Fundus greifen kann. Es hat ja nicht alles erst mit der eignen Person oder mit der eignen Zeit begonnen. Und eine Möglichkeit daran zu erinnern, dass auch andere an der Arbeit sind, ist das Zitat. Aber es ist nicht das gleiche, über Zitate zu verfügen und mit ihnen umgehen oder sie gar weiter entwickeln zu können, wie dies Camartin etwa tut, wenn er anlässlich einer schweizerischen Kulturwoche in Deutschland seine Eröffnungsrede mit folgenden Worten beschliesst:*

*«Thomas Mann schrieb einmal: «Die Schweiz ist das Land, wo auf Deutsch wohltuend Undeutsches gesagt wird. Darum liebe ich sie.» Es steht uns Schweizern nicht zu, darüber zu spekulieren, ob innerhalb dieses schweizerischen Kulturanlasses das wohltuend Undeutsche zum Ausdruck kommt. Hingegen scheint es mir, dass wir als Schweizer nur im Kontakt mit dem Ausland uns von dem befreien können, was Sie vielleicht manchmal, und wir sicherlich häufig, als «unwohltuend Schweizerisch» empfinden.»<sup>16</sup>*

*Bei einem essayistischen Umgang mit der Sprache äussert sich ein Bewusstsein, das der Tatsache Rechnung trägt, dass die Sprache verschie-*

dene Möglichkeiten besitzt wie den Begriff und die Metapher, dass man gleicherweise mit dem Argument wie mit dem Bild operieren kann. Und es ist gerade ein essayistisches Verhalten, das aufzeigt, wie diese beiden Ausdrucksweisen wiederum zusammenhängen, indem man zum Beispiel von einem Bild her weiterdenken kann, wie dies Camartin etwa anlässlich einer Rezension tut:

«Die Wissenschaft ist wie der Hahn, der kräht, wenn es noch Nacht ist: sie verkündet den Tag.» So Moscovici am Schluss des Buches. Hier hat sich der Hahn einmal in der Zeit vertan und kräht erst am Abend. Er verkündet nicht das kommende Neue, sondern das memorable Vergangene. Doch kräht er lang und eindringlich und vermag auch so die Tagträumer noch wachzurufen.»<sup>17</sup>

So verbindet sich beim essayistischen Schreiben die Anschaulichkeit, wie sie aus erzählerischen Momenten gewonnen wird, mit der Folgerichtigkeit der Gedankenführung, sobald das Argumentieren das Vorgetragegne in die Hand nimmt - was an epischer Breite des Erzählens und des Reflektierens beiseite gelassen wird, wird wettgemacht durch die anspruchsvolle Kunst der pointierenden Verknappung.

So begleitet diese Art des Schreibens auch die Freude am Spiel, die reine Freude, mit Worten umgehen zu können, aber auch die Freude mit Hintergedanken, welche die Ironie einsetzt, die etwas anderes meint, als sie sagt, um so an die Unzulänglichkeiten der Worte zu erinnern und an ihre Mehrdeutigkeit - ein Erinnern, das wiederum nur Kraft des Wortes vorgebracht wird.

Wieviele Ton- und Argumentationsarten ein solch essayistischer Umgang mit Sprache erlaubt, zeichnet ein Buch wie «Nichts als Worte?» aus, das seinerseits mit Sprache zu tun hat. Und in welchem Camartin mehrstimmig vorführt, wie unersetzbare das Nicht-Notwendige in unserer Zeit eben diese Zeit ist. Doch zeigt er nicht nur, wie sehr wir verarmen könnten, sondern auch, wie das Eigne in dem Mass reicher wird, wie es vom andern Kenntnis nimmt.

Dass wir zu solchen Gedanken kommen, verdanken wir Iso Camartin.

Hugo Loetscher

(See Hinweise, Seite 47)

## *PLUS QUE DES MOTS*

*Nous ne pouvons rien changer à notre origine, mais ce que nous en faisons dépend de nous. Et c'est bien de quelque part que nous venons sur cette terre dont nous sommes citoyens, même si celle-ci vient du néant.*

*Notre pays, avec toutes ses régions, offre de multiples possibilités d'origine. On peut, par exemple, venir des Grisons comme Iso Camartin, et plus précisément des Grisons rhéto-romans.*

*Mais que signifie rhéto-roman? Camartin vient de la Surselva, où on se salue par «bien di» et non par «allegra», pour bien montrer que, malgré tous les traits communs à la région alpine, une vallée de montagne ne ressemble pas à la voisine, et qu'il y a rhéto-roman et rhéto-roman.*

*Né en 1944 à Coire, Camartin a grandi à Disentis. Le romanche est littéralement sa langue maternelle puisque c'est celle que parlait sa mère. Mais il y en avait encore une autre, en aval du Rhin antérieur, celle du bas-pays, qu'on nomme l'allemand et qui prit aussi de l'importance, ne serait-ce que pour son éducation.*

*C'est dans cette langue du bas-pays que nous allons honorer Iso Camartin, et cet hommage va aussi exprimer notre admiration pour la manière souveraine et responsable - digne de l'Eloge, pour tout dire - dont il s'en sert.*

*Mais il ne s'est pas contenté de ce bilinguisme qui, pour les Romanches, devient rapidement une nécessité puisque le langue du cœur s'accompagne inévitablement de la langue du gagne-pain. Comme le raconte Camartin, l'élément matériel principal de la dot de sa mère consistait en une édition française des œuvres de Molière et un exemplaire italien des «Promessi sposi» de Manzoni. Ce qui faisait partie du trousseau maternel allait se transmettre au fils, comme en témoigne sa carrière.*

*Camartin a étudié à Munich et à Ratisbonne, où il a obtenu le titre de docteur. Il avait fait auparavant un séjour d'étude à Bologne et, son diplôme en poche, a occupé à Lyon un poste de lecteur avant d'effectuer un séjour de recherche au «Center for European Studies» de Harvard.*

*A la langue maternelle et l'allemand se sont donc joints presque naturellement l'italien et le français, si bien que Camartin fait partie de ces*

*oiseaux rarissimes qui, dans notre Suisse quadrilingue, parlent vraiment nos quatre langues nationales, démonstration magistrale de la manière de transformer en un atout le désavantage d'être né en marge. C'est pour cette raison que, dans un ouvrage comme «La Suisse aux quatre langues», Camartin peut parler avec une compétence presque inégalée des rapports entre les régions linguistiques de la Suisse.*

*Mais ce plurilinguisme en cache un autre, comme on le constate en lisant l'un de ses textes les plus récents. L'auteur part de l'idée qu'aucune langue n'est pure, et que son caractère hybride résulte d'une évolution culturelle, si bien que dans chaque langue on trouve des échos des autres, et que toutes vivent d'emprunts et de prêts mutuels, les petites plus encore que les grandes. Le multilinguisme se manifeste également dans notre propre langue, laquelle résulte elle-même des sociolectes que nous utilisons. Voici ce qu'écrit Camartin:*

*«C'est pourquoi une langue imaginaire compte également au nombre des langues dont nous avons besoin, et ses mots sont pour nous des clés magiques qui nous donnent accès à des expériences nouvelles.» Et plus loin: «Parmi tous les moyens qui nous sont donnés de traduire la réalité et de la transformer, la langue est le plus puissant. Comment ne pas chercher alors les mots qui nous promettent l'harmonie avec le monde?»<sup>2</sup>*

*Ces phrases expriment un espoir qui peut, un instant, nous guérir de ce scepticisme linguistique qui ressent les mots comme trop humains, dans la mesure où ils ne tiennent pas toujours ce qu'ils promettent de recouvrir.*

*«Viele Sprache und keine zuviel» (littéralement «Beaucoup de langues mais pas une de trop», article paru sous l'intitulé «Eloge du plurilinguisme»), ce titre pourrait tenir lieu de devise, laquelle montrerait bien que Camartin ne considère pas l'origine comme une donnée, mais comme une prédisposition.*

*Or une telle origine ne peut être que bénéfique, en tout cas sur le plan de la prise de conscience, particulièrement aiguë chez Camartin, dès le moment où il s'est demandé ce qui avait besoin d'être défendu et ce qui méritait d'être diffusé. C'est à cette tâche qu'il s'est voué, tant en théorie qu'en pratique.*

*Il l'a fait par l'écriture alors que, jeune publiciste, il faisait paraître un recueil d'interviews d'auteurs rhéto-romans, hommes et femmes<sup>3</sup>, ou en réalisant plus tard l'édition allemande du livre de Robert H. Billigmeier «Land und Volk der Rätoromanen»<sup>4</sup> dont il rédigea la préface. Il l'a fait sur*

*le plan de la politique culturelle en tant que secrétaire de la «Lia Rumantscha», en présidant aux destinées de la «Collection CH», qui a pour objectif de faire connaître, par des traductions, la littérature d'une région linguistique suisse aux autres, ou encore en représentant les intérêts rhéto-romans au sein de la Fondation Pro Helvetia ou de la Société suisse des écrivains.*

*Il l'a fait également en qualité de traducteur en réalisant la version allemande d'œuvres d'Andri Peer, Hendri Spescha ou Cla Biert.*

*Il l'a certainement fait en qualité de savant, chargé de cours de littérature rhéto-romane aux Universités de Fribourg et de Genève (actuellement encore, puisque professeur ordinaire à l'Ecole polytechnique fédérale et à l'Université de Zurich).*

*Il l'a fait enfin, et ce n'est pas le moindre de ses mérites, en qualité d'essayiste, comme en témoigne son ouvrage «Nichts als Worte?»<sup>5</sup> (Rien que des mots?), qui constitue un bilan non définitif, mais pris sur le vif.*

*Bien que, dans ce livre, l'origine rhéto-romane occupe une place centrale, le plaidoyer en faveur des langues «mineures» devient, sous la plume de Camartin, un plaidoyer en faveur de ce qui passe aujourd'hui pour «superflu», de ce que l'on pourrait abandonner ou sacrifier sans que le cours de l'histoire n'en pâtitse. Mais l'analyse de Camartin montre bien à quel point un tel sacrifice, délibéré ou non, serait synonyme d'appauvrissement. Le titre «Nichts als Worte?» comprend un point d'interrogation; la réponse convaincante de l'auteur montre que ce ne sont pas seulement les mots qui sont en jeu.*

*Si la question de la particularité de son origine est devenue si fondamentale pour Camartin, c'est en bonne partie parce qu'il n'est pas resté en pays de connaissance, mais qu'il s'est aventuré plus loin, et d'abord vers les langues majeures pour lesquelles il conçut une passion de linguiste, et dont certaines sont devenues sa spécialité de romaniste.*

*Mais il s'est aussi occupé d'autres langues mineures, se trouvant amené à comparer la situation des Romanches à celle des Sorabes, ce qui n'eut guère l'heure de plaisir à ses compatriotes. Cet intérêt l'a également conduit dans le Pays de Galles, où l'on parle la plus ancienne langue vivante d'Europe. Il a intitulé «Die Entscheidung, unbehaglich zu leben»<sup>6</sup> (Décidé à vivre inconfortablement) sa rencontre avec des intellectuels gallois chez qui il vécut une situation de minorité dans laquelle l'affirmation de*

*soi conduit inéluctablement au militantisme, et où la défense des particularités ne va pas sans violence.*

*C'était là une expérience bien différente de celle qu'il avait faite en Suisse, où ceux qui parlent d'autres langues sont pleins de bienveillance pour son idiome d'origine, tout en s'arrogeant le droit de se dispenser de tout effort pour le comprendre ou en tenir compte, selon le principe bien helvétique qui consiste à faire passer pour du libéralisme l'indifférence réciproque en matière culturelle.*

*Camartin s'est exprimé au sujet de cette «bienveillante indifférence» à l'occasion d'un symposium sur «La protection des minorités en Europe». Voici ce qu'il écrivait:*

*«Les minorités ne survivent pas à force de lois, mais peut-être vivent-elles plus longtemps grâce aux ruses de la raison. Leur arme majeure est la faculté de sentir que les exigences qu'elles formulent sont proportionnées à leurs propres capacités.»<sup>7</sup>*

*La tâche que Camartin s'est fixée est précisément de susciter cette faculté de sentir.*

*«S'il faut sauver la littérature rhéto-romane de la disparition, ce n'est pas d'abord à cause de la valeur artistique de ses œuvres - dont seul un petit nombre saurait se prévaloir. Si la littérature rhéto-romane doit être un jour oubliée, il ne manquera pas de valeurs littéraires pour la remplacer. La seule chose qui justifie la fidélité que lui portent les Romanches, c'est l'aide qu'elle leur donne pour élaborer la base linguistique sur laquelle chaque Romanche d'origine continue malgré tout à s'appuyer.»<sup>8</sup>*

*Voilà ce qu'écrit un homme doté d'une riche sensibilité pour la valeur artistique de la littérature, ainsi qu'en témoignent éloquemment ses écrits sur Jorge Luis Borges<sup>9</sup>. Peut-être est-il permis de penser que l'œuvre de l'Argentin ne séduit pas seulement la sensibilité artistique de Camartin, mais que celui-ci se retrempe dans une littérature qui s'interdit toute circonstance atténuante.*

*Quoi qu'il en soit, c'est en toute indépendance d'esprit que Camartin s'est mis à examiner non seulement les conditions dans lesquelles la littérature rhéto-romane s'est manifestée et se manifeste encore, mais aussi quel fossé sépare ses aspirations de ses moyens effectifs; à cet effet, il utilise des paramètres d'une rigueur inconnue jusque-là dans la discussion sur la littérature rhéto-romane, et il a enfin fourni des critères pour un débat sérieux sur cette littérature. Il a ainsi posé les fondations*

*d'une nouvelle prise de conscience critique de cette littérature de minorité, dont il est devenu le premier critique. Cela n'a été possible que parce qu'il s'interroge de l'intérieur mais juge de l'extérieur. Que ce défenseur d'une culture minoritaire en soit devenu en même temps le critique créateur s'explique aussi par le fait qu'il n'a pas considéré cette littérature comme un domaine en soi, mais plutôt comme l'expression d'une réalité culturelle et intellectuelle plus vaste qu'il a étudiée dans ses dimensions historiques et sociales. Ce n'est pas par hasard qu'en tant que professeur, il ne s'attache pas seulement à la littérature, mais à l'ensemble de la culture rhéto-romane.*

*Là aussi se manifeste le profit qu'il a retiré de la confrontation avec l'autre, avec l'étranger, plutôt que de demeurer dans son cadre familial - si l'on considère jusqu'où l'a mené le trajet intellectuel qui commença pour lui au collège des bénédictins de Disentis.*

*Une telle école ne pouvait manquer de marquer de ce sceau d'humanisme qui «tient» toute une vie. C'est ainsi que l'on retrouve la culture humaniste jusque dans les articles de journaux de Camartin, sous forme d'allusions ou de réminiscences. Mais pourquoi celui qui est né sans le vouloir dans une minorité se gênerait-il de se réclamer d'une autre minorité, celle qui n'entend pas s'excuser d'avoir lu des livres?*

*Que l'érudition ne consiste pas seulement à compiler et à accumuler, Camartin le prouve dans un essai comme celui sur «Les roses» dans lequel il paraphrase ce que cette fleur a inspiré aux écrivains — petit morceau littéraire né de la familiarité avec la littérature(10). Ce bref texte en prose contient un terme comme «joie de vivre», que l'on trouve aussi ailleurs chez Camartin, mais qu'il n'est guère courant de rencontrer chez les intellectuels qui confondent si volontiers sérieux et sévérité.*

*Comme il l'a dit lui-même, presque en guise d'excuse, Camartin est «un peu méridional sur les bords». Il se peut que son sang latin batte dans sa langue et lui donne une élégance qui ne correspond pas forcément au style alémanique courant.*

*D'ailleurs sa formation scolaire a comporté aussi le commerce des Musées, même si, comme il ne manquerait pas de le faire remarquer, on dissimulait aux écoliers qu'il s'agit là de créatures féminines. La musique occupait une telle place que Camartin, après ses examens de maturité, caressa l'idée d'en faire sa profession. Lorsque, bien plus tard, il consacre un article à Bronislaw Huberman, fondateur de l'«Israel Philharmonic Or-*

*chestra», on sent le connaisseur et l'amateur dans les lignes où il parle de l'art de ce violoniste. Mais Camartin a encore une autre raison de rendre hommage à cet homme, «l'un des artistes de son temps les plus engagés politiquement et moralement.» Voici ce qu'il écrit à ce sujet:*

*«Nous autres Européens devons découvrir le Huberman qui a lutté pour la dignité de tous les êtres humains à un moment où ceux qui ne risquaient rien se souciaient si peu de la dignité humaine des victimes qu'ils en ont perdu leur propre dignité.»(11)*

*Certes l'écho du chant grégorien résonne encore mais l'époque, qu'il s'agisse du présent ou, à plus forte raison, du passé proche, fait entendre des accents bien différents. A l'expérience de sa propre minorité s'ajoute la prise de conscience d'une autre minorité qui a dû se défendre de l'extermination. Camartin se prend d'un intérêt presque tendre pour la tradition et la présence juives, dans la mesure où elles ont su résister à la barbarie. A propos de Hannah Arendt, il écrit:*

*«Jusque dans les moments les plus difficiles, son esprit arpenteait encore ce petit domaine de liberté qui demeure jusque sous le règne des pires contraintes et dans lequel on peut sauver le respect de soi et des autres.»(12)*

*Avec de telles considérations, il était bien loin du temps où, après ses examens de maturité, il hésitait entre la théologie et la philosophie, se déclina pour cette dernière, plus séculière, et finit par écrire une thèse sur l'idéalisme allemand:*

*«Kants Schematismus-lehre und ihre Transformation beim früheren Fichte» (La doctrine du schématisme de Kant et sa transformation chez le jeune Fichte).*

*Mais les rencontres faites à travers nos lectures ne sont pas seules à influencer nos prises de conscience et notre conscience; bien plus durable encore est la marque laissée par les rencontres personnelles. Aussi voudrais-je citer un passage tiré d'un «curriculum vitae» de Camartin: «Une trop grande indulgence pour les choses qui ne vont pas ensemble est suspecte. Ce n'est d'ailleurs pas un partisan du rigorisme éthique qui me l'a fait comprendre mais un «intellectuel sans attaches» chez qui le domaine de la liberté et celui des contraintes s'interpénètraient de manière unique: je dois ce choc salutaire, que l'on pourrait aussi décrire comme le courage d'être conséquent, à ma rencontre avec Jean Améry. Il a été pour moi, pendant des années, l'exemple fascinant de la rigueur de pensée qui peut se développer au sein d'une conception agnostique du monde.»*

*Si, en fin de compte, la décision fut prise en faveur du langage, et donc des langues et, entre celles-ci, des langues mineures, il s'agissait toujours d'une langue qui, même là où elle trouve, comme dans la littérature, son expression la plus éloquente, ne se laisse pas détacher de son contexte intellectuel et moral, ni de ses dimensions historiques et politiques. C'est pourquoi on trouve aussi chez Camartin une approche socio-littéraire, par exemple dans le texte écrit pour le recueil collectif intitulé «Der deutsche Roman und seine historischen und politischen Bedingungen» (Le roman allemand et ses données historiques et politiques)<sup>13</sup>. Il est significatif que Camartin donne à ses considérations «socio-littéraires» le titre «Aesthetik der sozialen Fakten» (Esthétique des faits sociaux). Le caractère social de la littérature ne s'explique pas uniquement par les conditions politiques et sociologiques. Aussi l'auteur exige-t-il que le sociologue de la littérature se soucie de «l'organisation esthétique d'un texte», et il écrit:*

*«C'est pourquoi l'esthétique des faits sociaux me semble être un domaine auquel le sociologue de la littérature n'a justement pas le droit de ne pas accorder son attention, du moment qu'il s'agit des formes d'expression les plus complexes, mais peut-être aussi les plus précises de ce qu'il essaie de cerner et de comprendre au moyen de ses catégories sociologiques.»*

*Comme Iso Camartin aborde le sujet de son origine avec tant de rigueur intellectuelle, d'intérêt scientifique, et une telle hauteur de vue, on comprend que sa critique littéraire tourne nécessairement à la critique idéologique. Même en exposant de façon lucide pourquoi une culture minoritaire manifeste des tendances conservatrices, il s'oppose à ce qu'elle se conçoive elle-même comme traditionnelle et conservatrice. Tout en exigeant qu'une minorité possède son histoire propre, il rappelle simultanément que celle-ci ne peut se comprendre sans l'histoire des autres. Ce n'est pas le retour à quelque source ensevelie dont pourrait jaillir une espèce de salut, ni à quoi que ce soit qui passe pour original du seul fait d'avoir existé en premier. L'attention de Camartin, son espoir aussi, ne se portent pas sur les possibles déjà réalisés, mais sur ceux qui ne le sont pas encore, non sur le «d'où venons-nous?» mais sur le «où allons-nous?»*

*Dans la question des langues, grandes ou petites, des majorités et des minorités, il s'en retrouve une autre, plus générale: celle de la rencontre et du choc de ce qui nous est propre avec ce qui est étranger, et donc du rapport entre indépendance et aliénation. Il peut s'agir là aussi bien d'une situation historique universelle où s'entrechoquent de grandes civilisations que du domaine personnel, où le moi individuel se heurte aux autres et fait*

*l'expérience de l'harmonie et du rejet - expérience que reflète, entre autres, l'aventure que nous nommons lecture.*

*Dans un article commémoratif sur «Die Sonderlichkeiten des grossen Lessers Hildefons Peng» (Les bizarreries du grand lecteur Hildefons Peng)<sup>14</sup>, Camartin évoque à quel point «lire peut être une affaire lourde de conséquences.» Il s'y souvient du Père responsable de la bibliothèque de l'école conventuelle qu'il aidait au prêt lorsqu'il était écolier:*

*«Il voulait mesurer la distance qui séparait sa propre passion dévorante pour la réalité romanesque de celle que la littérature suscitait chez les autres en s'emparant peu à peu de leur âme, comme avec un filet. Il convoitait véritablement l'apparition chez autrui des signes de ce que lui-même gardait comme secret de lecture. Mais ce secret-là, il le gardait encore plus jalousement.»*

*Un jour Camartin, qui n'est plus le fou de lecture de jadis et s'est donné entre-temps des critères de lecture neufs et originaux, retrouve cet homme:*

*«Visiblement, cela représentait de ma part un tel défi qu'il n'y avait plus pour lui qu'un recours: le silence. Sinon il aurait dû ouvrir son propre jardin secret, ou alors faire semblant. Il ne voulait visiblement ni l'un ni l'autre. Ainsi tout ce qui, autrefois, avait tressailli de temps à autre dans son visage disparut au plus profond de son être; entre nous, seuls la politesse et le respect mutuel entretinrent encore cette cordialité superficielle qui est toujours utile quand il n'y a plus rien.»*

*Et Camartin de conclure ce portrait commémoratif:*

*«Ce fut là sa dernière ruse à mon égard: se présenter à l'observateur comme si celui-ci était devenu aussi fictif que les personnages de roman dont le destin l'avait préoccupé si démesurément.»*

*Ce morceau de bravoure est l'histoire d'une aliénation intellectuelle face à laquelle la victime ne cherche pas à se venger sur ce qui était autrefois. Ce n'est pas que Camartin veuille l'entendre à tout prix, comme il le démontre ailleurs:*

*«Les livres dans lesquels on ne trouve que formulé plus spirituellement ce qu'on croyait savoir depuis toujours sont terriblement fatigants; la plume la plus élégante n'y changera rien. Le lecteur veut l'excitation, et s'il ne la trouve pas dans les opinions de l'auteur, il faut qu'elle lui soit procurée par des domaines de la réalité inexplorés jusque-là.»<sup>15</sup>*

*Selon cette définition de ce qui est propre et de ce qui est autre, il ne s'agit pas seulement de faire ressortir ce qui est propre, mais aussi d'«approprier» ce qui est autre; il s'agit donc peut-être de découvrir que l'individu est la plus petite minorité existante, et donc de trouver sa langue personnelle à l'intérieur de la langue commune.*

*Pour trouver sa langue personnelle on peut, comme Camartin, l'aborder en essayiste. Plutôt que de traiter ici de l'essai en tant que genre littéraire, nous préférons parler d'un comportement d'essayiste vis-à-vis de la langue, parce qu'un tel comportement peut s'exprimer sous les formes les plus diverses: compte-rendu, étude ou feuillet commémoratif, texte en prose ou discours.*

*Ce comportement d'essayiste atteste tout d'abord une volonté de communiquer qui recherche moins la compréhension que la compréhensibilité. La pensée a aussi ses bonnes manières, lesquelles peuvent consister à savoir où s'arrête le jargon. Le dialogue culturel se noue dès que les participants sont capables de se parler par-dessus leurs limites.*

*L'attitude de l'essayiste comporte également un droit de la personne, celui de parler de ses propres expériences, droit qui n'est pas seulement celui d'adopter un point de vue, mais aussi l'obligation de l'exposer. On évitera ainsi ce travers qui veut faire croire qu'on est original simplement parce qu'on parle à la première personne.*

*La personne gagne en effet en relief dans la mesure où elle s'affirme à l'épreuve des faits, des objets et d'autres opinions. Cela ne va pas sans connaissances, ce qui exclut l'idée courante qu'on peut travestir son ignorance en spontanéité et en originalité. Le comportement de l'essayiste gagne en persuasion dans la mesure où il peut puiser dans ses réserves. Car tout n'a pas commencé avec sa personne ou son époque. Une possibilité de rappeler que d'autres sont aussi au travail est la citation. Mais ce n'est pas la même chose que de disposer de citations et de savoir les manier, voire les développer, comme le fait par exemple Camartin lors d'une semaine culturelle suisse en Allemagne, en concluant son discours d'ouverture par ces mots:*

*«Thomas Mann écrivait un jour: «La Suisse est le pays où on dit en allemand des choses agréablement non allemandes. Voilà pourquoi je l'aime.» Ce n'est pas à nous, Suisses, de nous demander si, dans cette manifestation culturelle suisse, il s'exprime quelque chose d'agréablement non allemand. Il me semble en revanche que, par le commerce avec*

*l'étranger, nous Suisses, pouvons nous libérer de quelque chose que vous ressentez parfois, et nous certainement et fréquemment, comme désagréablement suisse!»<sup>16</sup>*

*En traitant la langue en essayiste, on manifeste avoir pris conscience du fait que la langue recèle diverses possibilités, comme les concepts et les métaphores, et qu'on peut donc travailler aussi bien avec les arguments qu'avec les images. C'est encore se comporter précisément en essayiste que de montrer comment ces deux modes d'expression s'articulent, en développant par exemple une image, comme le fait Camartin dans un compte-rendu:*

*«La science est comme le coq qui chante lorsqu'il fait encore nuit, elle annonce le jour, déclare Moscovici à la fin de son livre. Or dans le cas présent le coq s'est trompé d'heure et ne chante que le soir. Il n'annonce pas la nouveauté qui vient, mais le passé fameux. Il chante pourtant longtemps, et de façon insistant, et parviendra ainsi à réveiller peut-être les somnambules.»<sup>17</sup>*

*C'est ainsi que l'écriture de l'essayiste combine le pittoresque du conteur et la rigueur de la pensée sitôt que l'argumentation s'empare de l'exposé. Ce qui est perdu en ampleur épique, du point de vue de la narration et de la réflexion, se voit compensé par l'art exigeant de la formule lapidaire qui fait mouche.*

*Cette manière d'écrire s'accompagne donc du plaisir de jouer, plaisir pur qui consiste à savoir se servir des mots, mais aussi plaisir mêlé d'arrière-pensées qui distille l'ironie, laquelle entend autre chose que ce qu'elle dit, de façon à nous rappeler l'insuffisance des mots et leur polysémie - rappel qui, à son tour, n'est possible que grâce aux mots.*

*Combien cette approche d'essayiste de la langue permet de genres, d'accent ou d'argumentation, c'est ce qui distingue un ouvrage tel que «Nichts als Worte?» (Rien que des mots?), lequel s'occupe à son tour de langue. Camartin y expose à plusieurs reprises à quel point le superflu est irremplaçable à notre époque, et dans son intérêt, justement. Il ne montre cependant pas seulement à quel point nous pourrions nous appauvrir, mais aussi comment ce qui nous est propre peut s'enrichir, dans la mesure où l'on tient compte de l'autre.*

*Pouvoir parvenir à de telles pensées, voilà ce que nous devons à Iso Camartin.*

Hugo Loetscher

*Texte traduit de l'allemand par Nelly et Jacques Lasserre  
(Voir notes, page 48)*

## UNGEDULD MIT DER VERGANGENHEIT

Auf dem Platz vor dem Puschkin-Denkmal in Moskau wollte kürzlich eine Reporterin von einem jungen Mann wissen, ob er ein Gedicht des grossen Russen auswendig kenne. Und der junge Mann, der gerade gelascht hatte, wie seine Nachbarin, eine ältere Dame, mit bewegter Stimme Puschkin-Versen deklamierte, bat die Reporterin: «Darf es die zweite Strophe sein?» Ich empfinde heute das Bedürfnis dieses russischen Studenten, hier eine zweite Strophe vorzutragen, und Sie werden gleich verstehen weshalb.

Ich errinne mich an einen etwas übermäßig selbstpräokkupierten Herrn aus meiner Studienzeit, der mir erzählte, er träume nachts davon, einmal in schlechter Gesellschaft zu erwachen. Besser dran ist, wem nicht einmal im Traum einfällt, was ihm Gutes zustossen kann. Einmal in Gesellschaft jener Essayisten zu erwachen, die den Charles Veillon-Preis erhalten haben, das wäre mir kaum im Traum eingefallen. Und so verdanke ich den Mitgliedern des Stiftungsrates und der Jury eine völlig unerwartete Versetzung in gute Gesellschaft. Ich weiss, das böse Erwachen trifft jetzt nicht mehr mich, aber es könnte doch noch Ihnen beschieden sein, und möglicherweise in den nächsten Minuten, wenn ich so anständig wie möglich das zu tun versuche, was meine Vorgänger hier so glänzend bestanden haben: nämlich vorzuführen, dass essayistisches Denken und Schreiben eine Umgangsform mit der Wirklichkeit ist, die diese nicht nach Massgabe des uns gerade verfügbaren Ideenvorrates durchstöbert oder gar zurecht biegt, sondern die Augen in unbekümmter Einseitigkeit auf die Bruchflächen und Rissstellen dieser Wirklichkeit richtet, um daraus das Bild zu gewinnen, mit dem wir auf eben diese Wirklichkeit uns einlassen könnten.

Von diesen Vorgängern möchte ich jene zwei nennen, bei denen meine Freude am grössten ist, in ihrem Gefolge hier «die zweite Strophe» aussagen zu dürfen: Ich meine Manes Sperber und Roger Caillois. Der erste war mit seiner «gottlosen Religion des guten Gedächtnisses» mit einer der wichtigsten Zeitgenossen überhaupt, und ich denke, als Schilderer der «Wasserträger Gottes» ist er selber ein wahrer Goldträger für viele Menschen geworden. Caillois, den ich persönlich nicht gekannt habe, ist für mich in den Studienjahren, als Literatur leicht mit Manifest und Marschbefehl verwechselt wurde, der grosse Warner vor der «tentation de l'informe» gewesen. Heute, wo ich mich beruflich mit Kulturformen

*befasse, in denen der Kult des Autochthonen und des Authentischen immer als Gefahr lauert, gehört Caillou erst recht zu meinen Schutzheiligen, die mich davor bewahren, Schreien, Stottern und Plappern schon für Literatur zu halten. Moses Mendelssohn berichtet einmal, er hätte, was immer er gerade schrieb, unter der ständigen Frage getan: «Würde Lessing dieses billigen?» Während ich hier vor Ihnen stehe, kommt es mir vor, als blickten mir Roger Caillou und Manes Sperber über die Schulter ins Manuscript. Und wenn ich ehrlich bin, empfinde ich vor diesen beiden Toten noch mehr Lampenfieber als Ihnen gegenüber.*

*UNGEDULD MIT DER VERGANGENHEIT: ich mute Ihnen hier zu diesem Thema deshalb einige Überlegungen zu, weil ich aufgrund meines Temperaments offenbar eine leichte Beute dieser Art von Ungeduld bin. Ja, ich empfinde sie als regelrechte Dauerplage, mit der ich mich auch nur deshalb einzurichten suche, weil so gar keine Aussicht besteht, sie je loszuwerden. Mit diesem Thema näherte ich mich also in decouvrierender Weise einem privaten Defekt. Was liegt da näher, als die eigene Schadstelle zumindest provisorisch einer generellen dubiosen Einrichtung der menschlichen Natur anzulasten und so zu tun, als sei diese Ungeduld - wie andere Laster ja auch - die bestverteilte Sache der Welt? Zumal sich über fast jeden Zweifel erhabene Zeugen auftreiben lassen, die den epidemieartigen Befall der Menschheit mit variantenreichen Wundflecken von Ungeduld bestätigen. Diese approbierten Beobachter der Menschen könnten uns auch hier dazu bringen, die eigene Untugend für harmlos zu halten, weil sie verbreitet genug ist.*

*Für die besondere Art von Ungeduld, die sich auf Vergangenes bezieht, heißt ein möglicher Kronzeuge Jakob Burckhardt. Er nannte die in Frage stehende Verbildung «retrospektive Ungeduld» und verstand darunter vornehmlich ein unausgewogenes Urteilen über zurückliegende Dinge. Was vergangen ist, lässt uns ja nicht kalt. Nicht, dass wir es am Leben erhalten möchten und um jeden Preis fortgesetzt wissen wollten, aber unsern eigenen Reim wollen wir darauf machen. Da Zukunft schwer in den Griff zu bekommen ist, sichern wir uns zudem selektiv nach rückwärts ab. «Wir nehmen Partei», sagt Burckhardt, «für das uns Ignoranten interessant Erscheinende». Skrupellos verschenken wir, aus Unkenntnis des Ganzen, unsere Sympathie an Einzelnes und übersehen leichten Herzens das, was uns nicht genügend zu reizen vermag. Man kann es freundlicher sagen, so wie es der feine Kulturphilosoph aus Basel auch tut: «Ein Hinfälliges nehmen wir in Schutz gegen ein anderes Hinfälliges.» Das hört sich an wie Samaritertum im Umgang mit der Geschich-*

*te, und ist doch nur eine kontinuierliche Verschiebung des Interesses an der Vergangenheit nach unseren eigenen Wünschen. Ein etwas unfaires Kompensationsgeschäft treiben wir da mit der Geschichte. Was die Gegenwart uns an Wünschen offen lässt, versuchen wir, aus der Vergangenheit wieder einzutreiben. Dass es dabei recht unzimperlich zugeht, ist mehr als wahrscheinlich. Was bleibt also Burckhardt anderes als die Warnung vor zu eigensinniger Verwertung der Geschichte? Nicht das Glück müsse das Ziel des Fähigen sein, sondern die Erkenntnis, folgert er ernüchternd. Das aber ist die Botschaft von Kanzel und Katheder, nicht die eines Menschen, der sich das Wünschen noch nicht hat abgewöhnen lassen. Lautet die Maxime, die für den Umgang mit der Geschichte taugt, am Ende doch nur: «Wünschen verboten!»?*

*Das wäre zu traurig. Der Wunsch, der manchmal der Vater des Gedankens sein soll, braucht sich vor der Vergangenheit nicht zu verkriechen. Mit dem historischen Faktum, das auf uns ja nicht als Ereignis, sondern als Deutung zukommt, muss sich keiner unter Ausschluss seiner besseren Einsichten abfinden. Um die rechte Art, sich Geschichte anzueignen, ist den vergangenen Monaten in der Bundesrepublik ein heftiger Streit aufgelodert. Wenn daran etwas deutlich geworden ist, dann dies: der Geschichte des Ruhmes gegenüber haben wir mehr Wünsche frei als gegenüber der Schmach und der Schande, in die eine Nation ebenso verwickelt werden kann. Während die Siegesetappen der Freiheitsidee und des Solidaritätswillens uns bis heute die Möglichkeit lassen, unbekümmert zu fragen, zu deuten und zu vermuten, schneidet uns eine zivilisatorische Katastrophe, wie sie der deutsche Nationalsozialismus darstellt, den Atem zum unbefangenen Nachfragen und zu hypothetischen Nach erwägungen ab. Am Holocaust bricht das Wünschen gegenüber der Geschichte gnadenlos in sich zusammen. Auschwitz muss jede Neugier in eine Reugier verwandeln, da hilft kein sogennantes Glück der Spätgebornen und kein Aufruf, es mit der Schuldbesessenheit nicht zu weit zu treiben. In der Kontroverse zwischen deutschen Historikern und zeit geschichtlichen Analytikern bleibt wohl die Forderung von Jürgen Habermas die unumstößlichste, wonach die ruhmreiche Geschichte einer Nation durch die Geschichte ihrer Schuld zu filtern sei, nicht nur gestern, sondern heute und morgen, und an jedem Tag, der noch folgt.*

*Doch nicht der verdrängenden und verwischenden Ungeduld mit der Geschichte will ich hier nachgehen, sondern ihrer vergleichsweise harmlosen Schwester. Während die erste die genierenden Stücke der Vergangenheit begraben und vergessen möchte, will sich die andere mit der*

*Banalität des Geschehenen nicht abfinden. Ist der einen das historische Erbe zu hinderlich und belastend, so ist es der anderen zu leicht und zu langweilig und sie macht sich aus Not fröhlich ans Entwerfen und Erfinden von Varianten. Was wäre damals auch möglich gewesen: das ist die Frage, in die diese neugierige Ungeduld sich verfangen lässt.*

*Ich, als ein Opfer der retrospektiven Ungeduld, behaupte nun, dass wir es uns nicht nehmen lassen dürfen, Geschichte auch anders uns vorzustellen, als sie tatsächlich verlaufen ist. Auf das blass Angelegte, Mögliche, aber durch faktische Ereignisse ausser Kurs gesetzte, können wir nicht verzichten. Kommt uns das, was wir aus der Geschichte in die Hand bekommen, dünn und dürftig vor, so ist der Rückstieg in ehemalige potentielle Ereignisräume geradezu aus Selbstachtung geboten. Ich gebe zu, dass dieses unruhige Suchen nach ausgebliebenen Möglichkeiten dort besonders dringlich sein kann, wo das Leben in den allergewöhnlichsten Formen sich entfaltet hat, wo die Absehbarkeit dessen, was geschehen konnte und musste, die Wirklichkeit wie mit einem Grauschleier überzieht. Seit es zu meinen beruflichen Interessen gehört, ein Randgebiet europäischer Kulturgeschichte nach seinen spezifischen Ausdrucksformen und seinem Sinnreservoir abzusuchen, hat meine Ungeduld erstaunliche Fortschritte gemacht. Meine Neigung ist endgültig verschwunden, ein Kulturprodukt, das vor Banalität strotzt, auch noch für historisch konsequent zu halten. Der Versuch, Geschichte für interessanter anzusehen, als es ihre Resultate nahelegen, hat zwar etwas Verzweifeltes, ich weiss es. Doch angesichts gehäuftter Trivialität ist selbst eine verzweifelte Flucht in die Vergangenheit so etwas wie ein erster Ausweg.*

*Lassen Sie mich meine Überlegungen an einem Beispiel konkretisieren. In den 70er und 80er Jahren des letzten Jahrhunderts wirkte in Graubünden ein heute beinah vergessener Publizist namens Alexander Balletta. Sein Vater war Oberstleutnant in päpstlichen Diensten gewesen und in Bologna stationiert. Als es begann, im Kirchenstaat unbehaglich zu werden, kehrte der kluge Vater mit seiner Familie nach Graubünden zurück. Der junge Balletta, italienisch vorgeprägt, verbrachte seine Schuljahre in Graubünden und zog dann zum Studium der Jurisprudenz zunächst nach München und dann nach Heidelberg. Während die grosse Zahl der damaligen bündnerromanischen Studenten katholischer Provenienz in München bei den Nachfolgern von Joseph Görres sich das geistige Rüstzeug holte, wollte Balletta auch Heidelberg erleben, nicht blass, weil dort Gelehrte wie Bluntschli oder Vangerow tätig waren, sondern auch, weil am*

*Neckar der deutsche Liberalismus besser blühte als an der Isar. Zwar hat Balletta auch Wilhelm Heinrich Riehl gelesen und sogar übersetzt, und selber Novellen von zweifelhafter Qualität in Riehl'scher Manier verfasst. Dass ein Mann mit einem guten Kopf gleichzeitig schlechte Literatur schreibt, ist so selten ja nicht. Bezeugt ist aber auch, dass Balletta sich für Karl Gutzkow begeisterte und damit für jemanden, der Riehl vorhielt, er schreibe über Arbeit so, als würde man auf Ausstellungen immer noch Ähren und Hopfen und nicht Lokomotiven und Spinnmaschinen zu sehen bekommen. Kurzum: liberal-aufklärerische Ideen, wenn auch von den Zensurbehörden inzwischen domestiziert, hatten den jungen Balletta erfasst, und diese brachte er von seinen Studienjahren nach Graubünden mit.*

*Es war die Zeit der grossen Auseinandersetzungen um die Aufgaben des Staates in der Gesellschaft, und in Graubünden prallten die Ideen der Konservativen und der Liberalen vor allem in Bezug auf die Schulreformen hart aufeinander. Ausgetragen wurden die Kämpfe in jährlich neu aufblühenden und kurz danach wieder fallierenden Zeitungen. Wer was auf sich hielt, wurde Redakteur oder gleich Zeitungsgründer, nur waren die Überlebenschancen der Zeitungen noch schlechter als jene der Kinder. Bei beiden war der Einzug in die Welt und der bald wieder erfolgende Auszug eine Selbstverständlichkeit. Natürlich begann auch Balletta für Zeitungen zu schreiben, und wie bei ihm zu vermuten, für die liberalen Blätter. Mit seinen Landsleuten hat er es gleich verdorben, spätestens, als er den Vorschlag machte, einen Teil der Geldeinnahmen der Kaplaneien für die Finanzierung von Schulen zu verwenden: da war es aus mit der Achtung und der politischen Karriere im eigenen Tal. Der «Radikalinski» wurde verstoßen. Er ging nach Chur, ohne Aussichten auf eine andere Tätigkeit als die eines Beamten in sekundären Funktionen. Und doch hat er zwischen 1870 und 1873 in einigen Zeitungsartikeln Sätze geschrieben, die gleichsam die liberale Ehre der Bündnerromane jener Jahre retten. Die obskuranten Heimlichwirker erinnerte er siegessicher daran, dass einmal erreichte Einsichten in die Vorzüge politischer Oeffentlichkeit nicht rückgängig zu machen seien. Er zog gegen Zensurbestimmungen ins Feld, die die Regierungsgeschäfte mit dem Mantel der Verschwiegenheit bedecken wollten. Ja, er versuchte sogar einen noch ehrwürdigeren Mantel zu lüften: im Januar 1872 schrieb er: «Unter dem Mantel der Religion wird unser romanisches Volk oft mystifiziert, und das wollen wir nicht. Wir wollen nicht, dass das Volk missbraucht wird, innerhalb oder ausserhalb der Tempel.»*

*Im Hause Gottes soll Gottes Wort gelehrt werden, nicht aber das Misstrauen gegen alles eingepflanzt werden, das nicht von «ultra montes» kommt.» Balletta sollte sich schwer täuschen. Das Rad des Fortschritts lässt sich leicht genug zurückdrehen. Einige Jahre später - mit Caspar Decurtins an der Spitze, wurde der Sieg der Konservativen endgültig. Jetzt war keiner mehr da, der auch nur «mit einigen Speckbröcklein von Aufklärung» (Gotthelf) seine Landsleute zu bedienen suchte. Man tat vielmehr alles, damit die Menschen bald wieder das alte Entzagungslied anstimmten -das «*Eiapopeia vom Himmel*», wie es der zornige Heine in Paris nannte. Und man hatte keinen schlechten Erfolg damit.*

*Der politische Aufstieg von Decurtins begann mit seinem Einsatz für die Renovierung des Klosters Disentis. Dass man bis heute dort bei den Benediktinermönchen seine Gymnasialjahre verbringen kann, ist gewiss auch dieser konservativen Löwennatur zu verdanken. Allerdings muss gesagt werden, dass ich in meinen sieben Jahren Gymnasialzeit in jenem Kloster auch nie ein Wort über Balletta oder die liberalen Bündner des 19. Jahrhunderts gehört habe. Pflichtlektüre im Deutschunterricht wurde konsequenterweise nicht Karl Glutzkow, sondern «Dreizehnlinien» des katholischen preussischen Zentrumsabgeordneten Friedrich Wilhelm Weber. Auswendig lernen mussten wir daraus etwa die Strophe: «Halbvergessene, alte Lieder / werden wach in meiner Seele. / Hätt' ich nur, sie auszusingen / wilde Amsel, deine Kehle.» Es gab auch ganz vergessene alte Lieder. Für sie hat niemand eine Menschenkehle beschworen.*

*Doch ist dies nur der erste Teil der Geschichte, die ich Ihnen hier erzählen wollte. Er betrifft den Verarmungsprozess, dem auch kleine Gemeinschaften ausgesetzt sind, wenn sie nur noch denen trauen, die bei ihnen siegreich sind, und wenn sie von den Unterlegenen nichts mehr wissen wollen. Während ein kleiner Beamter namens Balletta ins Blaue hineinschrieb, während er die Ultramontanen und die schlicht Montanen beschimpfte und gegen altes Unrecht und die Arroganz des Faktischen den guten Glauben an die Zukunft bekannte, da - genau zur selben Zeit und genau in derselben Gegend - verbrachte ein junger augenleidender Professor aus Basel namens Friedrich Nietzsche seine Ferien. Er hatte sich im Sommer des Jahres 1873 für eine Erholung in Flims entschieden, und sich dort von Mitte Juni bis Mitte August im Hotel Segnes eingemietet, zunächst nur mit dem Freund Gersdorff, später kam Romundt hinzu, und ganz am Ende des Aufenthalts auch noch die wenig sympathische Schwester Elisabeth. Die Spaziergänge in den lichtgeschützten Wäldern bekamen Nietzsche gut. In Gersdorff hatte er eine zusätzliche augenschonende Hilfe, Nietzsche konnte ihm alles diktieren, was ihm so tags-*

über durch den Kopf ging. Während man in Flims die Mussestunden «lähmend und gähnend, lesend, essend und badend» verbrachte - wie es in einem Brief von Gersdorff an Rohde heißt - trafen druckfrische Exemplare von Nietzsches erster «Unzeitgemässen Betrachtung» ein. Man schwamm auf einen Felsblock mitten im Caumasee hinaus und feierte das Ereignis, indem man die Initialen der Freunde mit denen von Nietzsches neuem Opus samt Erscheinungsdatum in den Stein gravierte. Es herrschte Fröhlichkeit in diesem Sommer in Flims, trotz der Augennot, man las sich täglich Goethe, Plutarch und Leopardi vor, dann stieg man wieder «durch Wald und Fels» in die Tiefe hinunter zum See. Gersdorff am 18. Juli an Elisabeth: «Zum An- und Auskleiden quakt regelmässig ein grosser Frosch. Der Teich soll heilkärtiges Wasser haben. Fritz macht Umschläge damit für seine Augen.» Der Glaube des Philosophen an die Heilkraft des Flimser Wassers war gewiss grösser als jener der Einheimischen.

Und hier in diesem Flims soll Nietzsche immer wieder von seiner Absicht gesprochen haben, ein Kloster zu gründen, eine Gemeinschaft mit Rohde, Gersdorff, Deussen, Overbeck und Malwida von Meysenbug. Der Gedanke einer klösterlich-künstlerischen Genossenschaft taucht zwar schon 1870 in den Briefen Nietzsches auf, er bleibt auch über die Sorrente Tage hinaus bei den Freunden scherhaft im Gespräch. Noch Ende 1877 schreibt Paul Ree an Nietzsche: «Somit tauchen die Umrisse des modernen Klosters, mit Ihnen als «Pontifex maximus», Papst, Prior, doch immer wieder einigermassen deutlich vor mir auf. Es gibt so viele brauchbare Mitglieder!» Dies ist eine geradezu vergnügliche Fehleinschätzung, wenn man die vorgesehene Mönchsgesellschaft kennt mit einer - wie sich bald auch herausstellen sollte - unüberwindbaren Einsiedlernatur als Pater Prior. Jedenfalls tauchen in den «Nachgelassenen Fragmenten» des Flimser Sommers klösterliche Anspielungen auf: es steht da - etwas missverständlich zunächst - gleichsam als Programmnotiz: «Unschädlichmachung der Wissenschaft durch Klöster.» Damit war sicher nicht gemeint, Klöster würden die Universitäten zugrunderichten. Dagegen war es der Wunsch, es liesse sich eine Gemeinschaft von Gelehrten bilden, eine «Schule der Erzieher», die all das, was die Universitäten bisher schlecht machten, künftig besser anstellen würden. Natürlich ist aus der hübschen Idee von Flims nichts geworden. Im kommenden Jahr machte Nietzsche Ferien in Bergün, und fand dort kurzfristig alles idealer als in Flims. Und später kam Sils hinzu, die wirklich adäquate Einsiedelei, und der Klostertraum war damit endgültig ausgeträumt. Doch jedesmal, wenn ich durch Flims-Waldhaus fahre, frage ich mich, wo das geplante Nietzsche-Kloster

*wohl zu finden gewesen wäre - und ich trauere der verpassten Möglichkeit nach, abwechselnd mit den Benedikttern von Disentis bei den Nachfolgern der Gegenmönche von Flims Exerzitien gehabt zu haben: dort zur höheren Ehre Gottes, hier zur nicht geringeren des Antichristen: «Una candela al santo, una al serpente»: man ist nie ganz schlecht nach diesem Prinzip gefahren.*

*Doch wichtiger als diese Spielerei mit den von der Geschichte verworfenen Möglichkeiten ist nun aber, dass Nietzsche gerade in diesem Flimser Sommer sich mit Gedanken über die zweite «Unzeitgemäße Betrachtung» herumschlug, und - ausgehend von Überlegungen zu verschiedenen Typen des Gelehrten, offenbar gerade auch des durch ein Klosterleben geschützten Gelehrten -im Laufe des Herbstanfangs und Winters zur Formulierung der genialen ersten Abschnitte seiner Schrift «Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben» gelangte. Hier ist erstmalig in nicht zu überbietender Klarheit dargetan, wohin die Anfälligkeit fürs Historische führt: «Es gibt (schreibt Nietzsche) einen Grad von Schlaflosigkeit, von Wiederkäuen, von historischem Sinne, bei dem das Lebendige zu Schaden kommt, und zuletzt zu Grunde geht, es sei nun ein Mensch oder ein Volk oder eine Kultur.» Die Warnung Nietzsches lautet: wer den Sinn im Vergangenen sucht, wer sich der Erinnerung anheimgibt, der bringt sich selbst um das Leben. Die Suche nach dem historisch Erledigten, mit Inbrunst oder auch nur mit Pietät vollzogen, ist für Nietzsche ein Abfall vom Lebendigen. Dagegen ist Vergessen Voraussetzung, um wirklich zu leben. Der Rückstieg in die Geschichte lohnt sich nicht, denn was wir dabei zustande bringen, ist allenfalls, dem Kleinen, Niedrigen, Schäbigen eine übermäßige, durch nichts gerechtfertigte Bedeutung zu verschaffen. Und so lautet die berühmt gewordene Formulierung: «Wer sich nicht auf der Schwelle des Augenblicks, alle Vergangenheiten vergessend, niederlassen kann..., der wird nie wissen, was Glück ist und noch schlimmer: er wird nie etwas tun, was Andere glücklich macht.» Doch Nietzsche merkt, dass in dieser radikalen Forderung nach Ausstieg aus der Geschichte und nach alleiniger Orientierung am gelebten Augenblick etwas Überzogenes, kaum Nachvollziehbares liegt. Und als Pädagoge, der er in jenen Jahren als Basler Professor in einem sehr nüchternen Sinn ja immer noch ist, nimmt er die Forderung in ihrer Schärfe wieder zurück und wandelt sie um in den Wunsch, wie allenfalls mit dem Vergangenen umzugehen wäre: «Mag unsere Schätzung des Historischen nur ein occidentalisches Vorurteil sein, wenn wir nur wenigstens innerhalb dieser Vorurteile fortschreiten und nicht stillestehen! Wenn wir nur dies gerade immer besser lernen, Historie zum Zwecke des Lebens zu treiben.»*

*Meine Geschichte endet im Grunde hier. Doch wie bei allen nicht ge-glückten Geschichten, ist noch ein verdeutlicher Nachtrag vonnöten. Sie werden es ahnen: ich behaupte nun eigensinnig, dass die wahre Kunst, wie die Historie zum Zwecke des Lebens zu treiben gewesen wäre, in der Ordensregel des Klosters zu Flims niedergelegt worden wäre. Ich bin ferner überzeugt, dass es ein unaufholbarer Schaden für alle Sinn-sucher dieser Welt ist, dass Nietzsche sich vor dem Priorat in den Flimser Wäldern gedrückt hat, um anderen, weit ungeselligeren Liebabereien nachzusteigen, ja um schliesslich einem nerven- und lebenszerrüttenden Einsiedlerdasein zu frönen. Wie gut hätte er es doch in den lichtgefilter-ten Wäldern von Flims haben können! Wie sehr hätte er sich Zeit nehmen können für seine irdischen «Anweisungen zum seligen Leben», um dann seiner Jüngern etwas in die Hand zu geben, das ihnen die mühsame, enttäuschende, staubige Jagd zurück in die Geschichte erspart hätte. Er hat es nicht getan. Und so liegt, je mehr man es bedenkt - die Ursache dafür, dass uns die Ungeduld mit der Vergangenheit weiterhin so harträckig plagt, in dieser Nietzsche'schen Unterlassung. Da jene Klo-sterregel nicht geschrieben wurde, sind wir nach wie vor verpflichtet, die Vergangenheit zu durchstöbern und zu durchwälzen, als ob wir noch dort das fänden als das, was uns die Gegenwart vorenthält.*

*Was liesse sich jetzt noch tun, um die Ungeduld mit der Vergangenheit dennoch in Grenzen zu halten? Kann uns sonst jemand aus der Not helfen, wenn Nietzsche nur sagt, dass - aber eben nicht wie die Geschichte zum Zwecke des Lebens zu verwenden sei?*

*«Es gibt zwei menschliche Hauptsünden - notiert Franz Kafka einmal - aus welchen sich alle anderen ableiten: Ungeduld und Lässigkeit. Wegen der Ungeduld sind die Menschen aus dem Paradiese vertrieben worden, wegen der Lässigkeit kehren sie nicht zurück. Vielleicht gibt es aber nur eine Hauptsünde: die Ungeduld. Wegen der Ungeduld sind sie vertrieben worden, wegen der Ungeduld kehren sie nicht zurück.» Ich bezweifle sehr, dass wir irgendeine Aussicht haben, diese tief sitzende Ungeduld - auch die der Vergangenheit gegenüber - je zu verlieren. Wie Kafka in sei-ner Geschichte von den «Fürsprechern» einen Menschen zeichnet, der überall und ohne Ablass Fürsprecher sucht, die für ihn eintreten könnten, wo immer dies von Nutzen sein dürfte, so rasen auch wir zurück in die Geschichte, sie nach Fürsprechern absuchend für etwas, das wir heute tun und klären möchten. «Findest du also nichts hier auf den Gängen, öffne die Türen, findest du nichts hinter diesen Türen, gibt es neue Stockwerke, findest du oben nichts, es ist keine Not, schwinge die neu-*

*en Treppen hinauf. Solange du nicht zu steigen aufhörst, hören die Stufen nicht auf, unter deinen steigenden Füssen wachsen sie aufwärts.»*

*Auf der abwärts wachsenden Treppe der Geschichte kommt man auch am imaginären Nietzsche-Kloster in Flims vorbei. Dieser Gang hin zu einer Idee, aus der nichts geworden ist, erfüllt uns -angesichts dessen, was tatsächlich geworden ist - mit Melancholie. Melancholie ist so etwas wie Ungeduld im Zustand der Erstarrung. Ihr muss man durch die wirksamsten Mittel begegnen, die uns zur Verfügung stehen. In der Einleitung zu einem rätoromanischen frommen Buch des 17. Jahrhunderts lesen wir: «Mo a schiatschar la melancholia e immoderata tristeza, la quala suuent ais sedes Diaboli, q.a. ün sez u residenc dal Diavel, ilg qual s'insinuescha suuent e gugent pro lgieut melancholica non ais ilg melger mez co la spirituola Musica la quala ilg Melancholic Diavel auda zuond invidas, e tras mez da quella suuent stova dar lœ.» - Um die Melancholie und unmässige Traurigkeit zu vertreiben, die oft sedes Diaboli, das heisst Sitz oder Residenz des Teufels ist, der sich häufig und gern bei schwermütigen Menschen aufdrängt, gibt es kein besseres Mittel als die geistliche Musik, die der melancholische Teufel höchst ungern hört, und ihretwegen oft seinen Platz räumen muss.» Das Singen geistlicher Lieder, das haben wir nun in jenem wirklichen Kloster, das die Geschichte überdauert hat, so häufig betrieben, dass es nie mehr ganz ins Vergessene absinken kann. «Singt die Psalmen mit verständigem Herzen» hiess es in der Regel des heiligen Benedikt, wir haben sie jedenfalls auch laut und unverständlich gesungen. Doch Musik zur Vertreibung der Grillen - dessen bin ich nun ganz sicher - hätte es auch in jenem Flimser Kloster gegeben, dem die Geschichte die Realexistenz versagt hat. Wir wissen von Nietzsches besonderer Liebe zu dieser Kunst, von seinen kompositorischen Tätigkeiten zumal, die immerhin auch Stücke umfassen, die bis heute hörenswert geblieben sind. Bezeugt ist ebenfalls seine Leidenschaft, am Klavier wild zu phantasieren.*

Anlässlich eines Geburtstages von Wagner setzte sich Nietzsche, offenbar in Festfreude, an den Flügel. Wagner soll ihn schnell unterbrochen haben mit den Worten: «Hören Sie auf, Nietzsche, für einen Professor spielen Sie viel zu gut.» Über die Gesänge, die im Kloster zu Flims angestimmt worden wären, können wir freilich nur spekulieren. Und so müsste - zur Vertreibung der Melancholie - das wirkliche Kloster dem imaginären zunächst doch noch mit einer wirksamen «spirituola Musica» aushelfen.

*Mit einem geistlichen Lied will ich nun aber nicht schliessen. Doch erlauben Sie mir wenigstens noch eine kleine Dankesstrophe.*

*Ich danke Ihnen, meine Damen und Herren, dass Sie heute abend zu dieser Feier gekommen sind. Sie haben mir so nebenbei bewiesen, dass nur wer geduldig ist, auch höflich ist. Ich danke der Fondation Charles Veillon, insbesondere der Jury und ihrem Präsidenten Pascal Veillon für das Wohlwollen und das Vertrauen, das Sie in jemanden setzen, der immer noch nur dank seiner Vorbilder auch zu sich selbst findet. Und ich danke Hugo Lötscher für die Laudatio. Alle Künste der höheren Immunologie, die er uns gelehrt hat, können mich heute abend nicht davor bewahren, einen ungeduldigen Menschen für ganz akzeptabel zu halten, wenn man ihn mit der Menschenfreundlichkeit von Hugo Lötscher betrachtet. Ihnen allen nochmals: vielen Dank.*

Iso Camartin

## *IMPATIENCE À L'ÉGARD DU PASSÉ*

*Sur la place où se dresse la statue de Pouchkine à Moscou, une journaliste reporter demanda un jour à un jeune homme qui se trouvait là s'il connaissait par cœur un poème du grand auteur russe. Le jeune homme, qui venait tout juste de surprendre sa voisine, une dame d'un certain âge, à déclamer des vers de Pouchkine d'une voix vibrante d'émotion lança à la journaliste « Voulez-vous entendre la seconde strophe? » - Comme cet étudiant russe, je ressens aujourd'hui à mon tour le besoin de réciter la seconde strophe, et vous n'allez pas tarder à comprendre pourquoi.*

*Je repense à un monsieur du temps de mes études occupé de lui-même à l'excès qui m'avoua un jour rêver de se réveiller un beau matin en mauvaise compagnie. Celui qui ne songe même pas en rêve à des bienfaits susceptibles de lui échoir est sans doute mieux placé. En ce qui me concerne, je n'aurais guère pu rêver de me réveiller un matin en compagnie des essayistes qui ont obtenu le prix Charles Veillon. Ainsi, je dois aux membres du Conseil de fondation et du jury un transfert tout à fait inopiné en bonne compagnie. Je n'ai plus à craindre maintenant de réveil déshanchanté, je le sais, mais il pourrait encore vous guetter, peut-être même au cours des prochaines minutes où je vais m'efforcer de faire le plus convenablement du monde ce que mes prédécesseurs ont réussi ici avec tant de brio: à savoir montrer que la pensée et l'écriture essayistes appréhendent la réalité sans tenter de la remanier, voire de la remodeler en fonction du réservoir d'idées disponibles; elles s'appliquent au contraire à diriger leur regard avec une insouciante partialité sur les ruptures et les failles de cette réalité afin d'en obtenir une image qui nous permette d'y accéder.*

*Parmi mes prédécesseurs, j'aimerais en citer deux à la suite desquels je suis particulièrement heureux de pouvoir citer la seconde strophe: je pense à Manès Sperber et à Roger Caillois. Avec sa « religion sans dieu de la bonne mémoire », le premier est pour moi l'une des plus importantes figures contemporaines et je crois qu'en décrivant les « porteurs d'eau du Seigneur », il est devenu pour beaucoup un véritable porteur d'or. Durant les années de mes études où l'on avait tendance à confondre la littérature avec un manifeste ou un ordre de marche, Caillois, que je n'ai pas connu personnellement, a su mettre en garde contre la « tentation de l'informe ». Aujourd'hui, tandis que je m'occupe à titre professionnel de formes culturelles où le culte du caractère autochtone et authentique constitue*

*un danger permanent, Caillou fait partie, plus que jamais, de mes saints protecteurs grâce auxquels je me garde de considérer le moindre cri, le moindre balbutiement ou bredouillement comme de la littérature. Moses Mendelssohn rapporte quelque part s'être toujours demandé, quoi qu'il écrivît: «Lessing approuverait-il ceci?» Pendant que je vous parle, j'ai l'impression que Roger Caillou et Manès Sperber lisent mon manuscrit par-dessus mon épaulé. Pour dire vrai, je tremble encore davantage devant ces deux défunts que devant vous.*

*IMPATIENCE À L'ÉGARD DU PASSÉ: si je vous soumets ici quelques réflexions à ce propos, c'est que, en raison de mon tempérament sans doute, j'ai tendance à être proie à ce genre d'impatience. Pour être sincère, je la ressens même comme un véritable fléau dont je cherche à m'accommoder, car je n'ai pas la moindre perspective de pouvoir en être jamais débarrassé. En choisissant ce sujet, je révèle donc sans ambages un défaut très personnel. Qui ne serait pas tenté, dans de telles circonstances, de mettre son travers, provisoirement au moins, sur le compte d'une vague caractéristique générale de la nature humaine, en faisant comme si cette impatience - à l'instar de bien d'autres tares - était la chose la mieux répartie du monde? Qui donc ne commencerait pas par chercher des témoins au-dessus de presque tout soupçon, susceptibles de confirmer ce mal épidémique de l'humanité par de multiples traces d'impatience. Ces observateurs de l'humanité reconnus pourraient alors nous amener aussi à considérer nos défauts personnels comme insignifiants, puisqu'ils sont si largement répandus.*

*Un témoin-clé possible de ce type particulier d'impatience en rapport avec le passé se nomme Jacob Burckhardt. Il appelait la déformation dont il est question ici «impatience rétrospective» et entendait principalement par là un jugement déséquilibré de choses appartenant au passé. Ce qui est révolu ne nous laisse certes pas indifférents. Nous ne souhaiterions pas pour autant le voir continuer de vivre et se perpétuer à tout prix mais nous aimerais pouvoir y ajouter notre jugement personnel. Comme il est difficile de maîtriser l'avenir, nous nous assurons dans le passé, de façon sélective. «Nous prenons parti», dit Burckhardt, «pour ce qui nous paraît intéressant par défaut de connaissances». Par ignorance de l'ensemble, nous accordons sans scrupules notre attention au détail et négligeons d'un cœur léger ce qui n'est pas en mesure de nous attirer suffisamment. Il est possible d'exprimer cela avec davantage de courtoisie, comme le fait d'ailleurs le subtil philosophe culturel bâlois: «Nous défendons quelque chose d'éphémère contre une autre chose*

*tout aussi éphémère». Cela peut faire figure de pharisaïsme dans la manière d'aborder l'histoire; en réalité, ce n'est là qu'un déplacement continu de notre intérêt pour le passé, en fonction de nos souhaits personnels. Nous traitons avec l'histoire des affaires compensatoires un peu déloyales. Nous essayons de récupérer dans le passé les souhaits que le temps présent laisse inaccomplis. Il y a de fortes chances pour que cela se produise de façon tout à fait fortuite. Que reste-t-il donc d'autre à Burckhardt que de mettre en garde contre un jugement trop arbitraire de l'histoire? Ce n'est pas le bonheur qui doit être le but de l'homme doué, mais la connaissance, conclut-il d'un ton désenchanté. Cependant, c'est là le message théorique du professeur et non pas celui d'un homme qui n'a pas encore désappris à souhaiter. En effet, la maxime valable pour les rapports à l'histoire se limite finalement à: «*l'interdiction de souhaiter!*»?*

*Ce serait trop triste. Le souhait qu'on dit parfois être le père de la pensée n'a pas besoin de se dissimuler face au passé. Le fait historique nous parvient non pas sous forme d'événement mais d'interprétation: personne n'est contraint de l'admettre en faisant abstraction de ses connaissances personnelles. Au cours de ces derniers mois, la façon de s'approprier l'histoire a suscité en RFA des discussions enflammées. Si elles ont permis de clarifier quelque chose, ce serait le point suivant: face à l'histoire glorieuse, nous avons davantage de souhaits que face à l'ignominie et à la honte auxquelles une nation peut tout autant être mêlée. Tandis que la progression de l'idée de liberté et du vœu de solidarité nous laisse la possibilité, jusqu'à aujourd'hui, de questionner, d'interpréter et de supposer en toute insouciance, une catastrophe de civilisation, comme le national-socialisme allemand en est une, nous empêche de poser des questions dénuées de préjugés et de faire rétrospectivement des considérations hypothétiques. Devant l holocauste, les souhaits à l'endroit de l'histoire s'effondrent brutalement. Auschwitz ne peut que transformer tout besoin de savoir en besoin de repentir; le bonheur de ceux qui sont nés après n'y peut rien, ni l'injonction de ne pas trop exagérer l'obsession de la culpabilité. Dans la controverse qui met aux prises les historiens allemands et les analystes de l'histoire contemporaine, c'est sans doute le postulat de Jürgen Habermas qui reste le plus péremptoire: l'histoire de la gloire d'une nation doit être tempérée par celle de sa culpabilité, non pas hier seulement, mais aujourd'hui et demain, et chaque jour qui vient.*

*Cependant, je n'aimerais pas m'arrêter ici à l'impatience qui refoule et efface l'histoire, mais à sa sœur, inoffensive en comparaison. Tandis que la première souhaiterait voir enterrer et oublier les séquences honteuses du*

*passé, la seconde ne parvient pas à se contenter de la banalité de l'événement. Alors que l'héritage historique est trop pesant pour l'une, l'autre le juge trop futile et ennuyeux; ainsi, par nécessité, elle se met joyeusement à concevoir et à inventer des variantes. «Qu'est-ce qui aurait aussi été possible à ce moment-là?»: telle est la question sur laquelle s'arrête cette impatience avide de connaître.*

*Quant à moi, victime de cette impatience rétrospective, je pense que nous n'avons pas à nous interdire d'imaginer le cours de l'histoire différent de ce qu'il a été en réalité. Nous ne pouvons pas renoncer à ce qui était simplement concevable, virtuel, mais a été exclu par les événements effectifs. Si ce que l'histoire nous livre est ténu et pauvre, le refuge dans un tissu d'événements passés potentiels s'impose, précisément par respect de soi-même. Je reconnaît que cette quête fébrile de possibilités restées en friche peut s'avérer particulièrement impérieuse là où la vie a évolué sous les formes les plus quelconques et où la prévisibilité de ce qui pouvait et devait nécessairement arriver recouvre la réalité d'un voile gris. Depuis que l'un de mes intérêts professionnels consiste à analyser les formes d'expression spécifiques et l'essence d'une région en marge de l'histoire culturelle européenne, mon impatience a fait d'étonnantes progrès. La tendance que j'avais à considérer qu'un produit culturel éclatant de banalité présentait au moins un intérêt historique s'est définitivement évanouie. La tentative de considérer l'histoire comme plus intéressante que ses résultats ne le laissent entendre, a sans doute un côté désespéré, j'en conviens. Cependant, face à la somme de médiocrité, même la fuite désespérée dans le passé constitue une sorte de première issue.*

*Je me permets d'illustrer ici ces réflexions par un exemple concret. Durant les années 70-80 du siècle dernier, un journaliste nommé Alexander Balletta, presque oublié aujourd'hui, faisait parler de lui dans les Grisons. Son père avait été officier sous les services du Pape et était stationné à Bologne. Lorsque la situation commença à devenir inconfortable dans l'Etat de l'Eglise, le père, un homme avisé, regagna les Grisons avec sa famille. Marqué par ses jeunes années passées en Italie, Balletta fit sa scolarité dans les Grisons; par la suite, il se rendit d'abord à Munich, puis à Heidelberg pour y faire des études de droit. Tandis qu'une bonne partie des étudiants grisons d'alors, d'origine catholique, allait constituer son bagage intellectuel à Munich auprès des successeurs de Joseph Görres, Balletta entendait pour sa part connaître également Heidelberg, non seulement à cause de l'enseignement dispensé par des érudits comme Bluntschli ou*

*Vangerow mais aussi parce que le libéralisme allemand était plus florissant au bord du Neckar qu'au bord de l'Isar. Il est vrai que Balletta avait lu, voire traduit Wilhelm Heinrich Riehl, allant même jusqu'à composer des nouvelles de qualité douteuse à la manière de Riehl. Il n'est pas rare qu'un homme à la tête bien faite produise en même temps de la mauvaise littérature. Cependant, il est attesté que Balletta se passionnait aussi pour Karl Gutzkow, donc pour quelqu'un qui reprochait à Riehl de décrire le travail comme si l'on continuait de voir, dans les expositions, des épis et du houblon et non pas des locomotives et des «jennies». Bref: même si elles avaient été domestiquées entre-temps par les autorités de la censure, des idées libérales éclairées avaient conquis le jeune Balletta et il les emporta avec lui lorsqu'il retourna dans les Grisons.*

*C'était l'époque des grands débats sur le rôle de l'Etat dans la société, et dans les Grisons, les idées des conservateurs et des libéraux se heurtaient violemment les unes aux autres, notamment en ce qui concernait les réformes scolaires. Ces querelles se réglaient dans des journaux qui naissaient au rythme des années pour disparaître à nouveau au bout de peu de temps. Celui qui se considérait comme quelqu'un devenait rédacteur ou même fondateur de journal - mais les chances de survie des journaux étaient encore plus faibles que celles des enfants. Dans les deux cas, l'arrivée sur terre et la disparition qui ne se faisait pas attendre allaient de soi. Balletta se mit bien sûr lui aussi à écrire pour des journaux, libéraux, comme on pouvait le prévoir. Il eut tôt fait de perdre les bonnes grâces de ses compatriotes, au plus tard quand il proposa d'utiliser une partie des recettes des vicariats pour financer des écoles: il se privait ainsi de toute considération et une carrière politique dans sa vallée natale était absolument exclue. Le «révolutionnaire» fut banni. Il partit pour Coire, sans penser pouvoir exercer une autre activité que celle d'employé dans des fonctions secondaires. Et pourtant, certaines lignes des articles qu'il écrivit entre 1870 et 1873 sauvent en quelque sorte l'honneur libéral des romans grisons de cette période. Sûr de sa victoire, il rappela aux obscurantistes et aux tartufes qu'une fois sur les premiers rangs de l'opinion publique politique, certaines vues ne pourraient plus être effacées. Il partit aussi en guerre contre des prescriptions de la censure que les affaires gouvernementales entendaient couvrir du manteau du silence. Il tenta même de secouer un manteau encore plus vénérable; voici ce qu'il écrivait en janvier 1872:*

*«Sous le couvert de la religion, notre peuple roman se fait souvent duper et c'est inacceptable. Nous ne tolérons pas que notre peuple soit trahi à l'intérieur et à l'extérieur des temples. La maison de Dieu doit permettre*

*d'enseigner la parole de Dieu, non pas d'implanter la méfiance envers tout ce qui vient de l'autre côté des montagnes (ultra montes).» Balletta faisait complètement fausse route. La roue du progrès se laisse sans peine tourner dans l'autre sens. Quelques années plus tard, la victoire des conservateurs, Caspar Decurtins en tête, était définitive. Désormais, il ne se trouvait plus personne pour essayer de servir à ses compatriotes «quelques miettes de Lumière» (Gotthelf). On mettait plutôt tout en œuvre pour faire entonner au peuple, sans plus attendre, le refrain de la résignation - das «*Eiapoepia vom Himmel*», le «dodo du ciel» comme l'écrivait avec irritation Heine à Paris.*

*L'ascension politique de Decurtins commença par un plaidoyer en faveur de la restauration du couvent de Disentis. S'il est possible aujourd'hui encore de suivre toutes les années d'école secondaire (jusqu'au baccalauréat) chez les moines bénédictins, c'est sans doute entre autres grâce à cette forte personnalité conservatrice. Je précise qu'au cours des sept ans d'école secondaire passés dans ce couvent, je n'ai, quant à moi, jamais entendu un mot sur Balletta ou les Grisons libéraux du 19e siècle. La lecture obligatoire en allemand n'était pas Karl Gutzkow, en toute logique, mais «Dreizehnlinde» (Treize tilleuls) de Friedrich Wilhelm Weber, un catholique prussien centriste. Nous devions apprendre par exemple par cœur la strophe suivante: «Halbvergessene, alte Lieder / werden wach in meiner Seele. / Hätt'ich nur, sie auszusingen / wilde Amsel, deine Kehle.» (De vieux airs à demi oubliés / s'éveillent dans mon cœur. / Si seulement j'avais ta voix / pour les chanter, merle sauvage.) Il y avait aussi de vieux refrains complètement oubliés. Personne pourtant n'a jamais supplié une voix humaine de les chanter.*

*Mais c'est là la première partie seulement de l'histoire que je voulais vous raconter ici. Elle a pour sujet l'appauvrissement auquel même de petites communautés sont exposées si elles se limitent à avoir confiance en ceux qui sont victorieux chez elles, en ignorant délibérément les vaincus. Tandis qu'un petit fonctionnaire du nom de Balletta écrivait au hasard, tandis qu'il attaquait les habitants des montagnes de ce côté et de l'autre et affichait, face aux vieilles injustices et à l'arrogance, une solide foi en l'avenir, un jeune professeur souffrant des yeux qui s'appelait Friedrich Nietzsche passait ses vacances exactement dans la même région, exactement au même moment. En été 1873, il avait en effet pris la décision de séjourner à Flims pour se reposer et avait loué un logement à l'hôtel Segnes de la mi-juillet à la mi-août; d'abord, ce fut son ami Gersdorff qui lui tint compagnie, ensuite Romundt vint à son tour, puis, à la fin*

*du séjour, sa sœur Elisabeth, une personne assez peu sympathique. Les promenades dans les forêts ombragées étaient bénéfiques à Nietzsche. Gersdorff lui aussi était d'un grand secours pour ménager ses yeux: Nietzsche pouvait lui dicter tout ce qui lui traversait l'esprit au cours de la journée. Tandis que l'on passait ainsi ses heures de loisirs à «musarder et à bâiller, à lire, à manger et à se baigner» — comme le décrivait une lettre de Gersdorff à Rohde — quelques exemplaires frais imprimés de la première «Considération inactuelle» de Nietzsche arrivèrent. On nagea jusqu'à un rocher au milieu du lac de Cauma et on fêta l'événement en gravant dans la pierre les initiales des amis, celles de la nouvelle œuvre de Nietzsche ainsi que sa date de parution. Cet été passé à Flims était tout auréolé de joie. Malgré les maux des yeux, on lisait chaque jour à haute voix Goethe, Plutarque et Leopardi, puis on redescendait «à travers forêt et rochers» vers le lac, tout au fond de la vallée. Le 18 juillet, Gersdorff écrivait à Elisabeth: «Un gros crapaud coasse régulièrement lorsque nous nous déshabillons et nous rhabillons. On prétend que l'eau de l'étang a des vertus curatives. Fritz en fait des compresses pour ses yeux.» La croyance du philosophe en la vertu curative de l'eau de Flims était certainement plus forte que celle des habitants de la région.*

*Et c'est justement à Flims, dit-on, que Nietzsche parlait sans cesse de son projet de fonder un couvent, une communauté qui aurait réuni Rohde, Gersdorff, Deussen, Overbeck et Malwida von Meysenbug. A vrai dire, l'idée d'une coopérative monacale-artistique s'exprime dès 1870 dans la correspondance de Nietzsche: elle continue d'ailleurs à faire l'objet de plaisanteries parmi ses amis, même après les journées de Sorrente. A la fin de 1877 encore, Paul Rée écrit à Nietzsche: «Ainsi, les contours de ce couvent moderne où vous avez la fonction de Pontifex maximus, de Pape et de prieur se dessinent pour moi assez nettement. Les membres susceptibles de convenir sont si nombreux!» C'est là une erreur d'appréciation plutôt plaisante quand on connaît la société monacale décrite avec, comme «Pater Prior», une personnalité d'ermite absolument inégalable — ce qui n'allait pas tarder à se confirmer. En tout cas, dans les «Fragments posthumes» de l'été de Flims, on trouve les allusions à un couvent: il apparaît — d'abord de façon un peu hermétique — pour ainsi dire sous forme de ligne d'action: «Neutralisation de la science par les cloîtres.» Il n'entendait certainement pas par là que les couvents anéantiraient les universités. Il exprimait plutôt ainsi le vœu de pouvoir constituer une communauté d'érudits, une «école de pédagogues» qui mènerait à bien tout ce que les universités avaient mal réussi jusqu'alors. Cette séduisante idée de Flims n'a bien sûr rien donné. L'année suivante,*

*Nietzsche passa ses vacances à Bergün où, sur le moment du moins, tout était mieux qu'à Flims. Plus tard, Sils vint encore compléter la liste: c'était là vraiment l'ermitage idéal et ainsi, le rêve du couvent fut définitivement enterré. Pourtant, chaque fois que je passe à Flims-Waldhaus, je me demande où le couvent imaginé par Nietzsche aurait bien pu s'édifier et je déplore que cette possibilité n'ait pas été réalisée; je regrette de ne pas avoir fait des études alternativement auprès des bénédictins de Disentis et auprès des successeurs des anti-moines de Flims, d'un côté, dans la vénération profonde de Dieu, de l'autre, dans celle de l'antéchrist. «Una candela al santo, una al serpente»: ce principe a toujours fait ses preuves.*

*Toutefois, durant ce même été à Flims, Nietzsche nourrissait déjà les pensées relatives à la seconde «Considération inactuelle», et ce fait est plus important que le jeu, avec des possibilités rejetées par l'histoire; à partir des réflexions sur différents types d'érudits – manifestement aussi sur l'érudit protégé par une vie monacale – il parvint, au cours de l'automne et de l'hiver qui suivirent, à la formulation des premiers chapitres, remarquables de son écrit intitulé «De l'utilité et de l'inconvénient des études historiques pour la vie». Il y présente pour la première fois avec une clarté extrême, la voie où peut conduire la sensibilité à l'histoire: «Il y a», écrit Nietzsche «un degré d'insomnie, de rumination, de sens historique qui nuit à l'être vivant et qui finit par l'anéantir, qu'il s'agisse d'un homme, d'un peuple ou d'une civilisation.» L'avertissement de Nietzsche peut s'interpréter comme suit: celui qui cherche un sens dans le passé, celui qui se réfugie dans le souvenir, se prive lui-même de vie. La quête de ce qui est historiquement révolu, qu'elle s'effectue par passion ou simple piété est, aux yeux de Nietzsche, un pauvre déchet de ce qui vit. En revanche, c'est l'oubli qui est la condition pour pouvoir vraiment vivre. Le retrait dans l'histoire ne vaut pas la peine, car nous réussissons uniquement à conférer à ce qui est petit, vil, mesquin et sordide une signification tout à fait gratuite. Et c'est ainsi qu'il faut comprendre la formule devenue célèbre: «Celui qui ne sait pas se reposer sur le seuil du moment, oubliant tout le passé, celui qui ne sait pas se dresser, comme le génie de la victoire, sans vertige et sans crainte, ne saura jamais ce que c'est que le bonheur, et, ce qui pis est, il ne fera jamais rien qui puisse rendre heureux les autres.» Nietzsche se rend compte toutefois que son exigence absolue de faire abstraction de l'histoire et de prendre comme unique critère l'instant présent recèle quelque chose d'excessif et de difficilement réalisable. Et, en sa qualité de pédagogue que, professeur à Bâle, il continue d'être ces années-là dans un sens très réaliste, il retire cette exigence*

*dans sa formulation extrême et la transforme en un souhait sur la manière de considérer le passé: «Il se peut que notre appréciation du développement historique ne soit qu'un préjugé occidental! Pourvu que, dans les limites de ce préjugé, nous progressions et que nous ne nous arrêtons pas en route! Pourvu que nous apprenions toujours mieux à faire de l'histoire en vue de la vie!»*

*Mon histoire se termine ici en somme. Mais, comme toutes les histoires mal réussies, elle appelle encore un supplément explicatif. Vous vous en doutez bien sûr: je vais prétendre maintenant, dans mon entêtement, que le véritable art d'étudier l'histoire pour la vie aurait été intégré à la règle du couvent de Flims. Par ailleurs, le fait que Nietzsche a renoncé à son prieuré dans les forêts de Flims pour se consacrer à d'autres marottes beaucoup plus asociales et finir même par se plonger dans une existence d'ermite préjudiciable aux nerfs et à la vie est, j'en ai la conviction, une perte irrémédiable pour tous ceux qui, dans notre monde, sont avides de sens. Pourtant, il aurait pu se sentir si bien dans les forêts de Flims à la douce lumière tamisée! Il aurait pu prendre tout son temps pour ses «Initiations à la vie bienheureuse» et laisser ainsi à ses disciples un message qui leur aurait épargné une chasse pénible, décevante et poussiéreuse dans l'histoire. Mais il a choisi une autre voie. Et, en y songeant vraiment, c'est la raison pour laquelle l'impatience que nous éprouvons à l'égard du passé nous tourmente, aujourd'hui encore, avec tant d'acharnement dans cette omission de Nietzsche. Puisque cette règle n'a pas été écrite, nous continuons d'être contraints de fouiller et de secouer le passé comme si nous pouvions encore y trouver ce que le temps présent nous refuse.*

*Que nous reste-t-il d'autre à faire pour refréner cette impatience à l'égard du passé? Qui peut donc nous venir en aide si Nietzsche se contente de dire que l'on devrait utiliser l'histoire au profit de la vie sans indiquer comment s'y prendre?*

*«Il y a deux péchés capitaux humains d'où tous les autres dérivent, note Franz Kafka dans son Journal, l'impatience et la paresse. Ils ont été chassés du paradis à cause de leur impatience, ils n'y rentrent pas à cause de leur paresse. Mais peut-être n'y a-t-il qu'un seul péché capital: l'impatience. Ils ont été chassés à cause de leur impatience, à cause de leur impatience, ils n'y rentrent pas.» Je doute fort que nous ayons jamais la moindre perspective de nous débarrasser de cette impatience profondément ancrée - ni de celle envers le passé. Comme Kafka décrit, dans son*

*récit intitulé «Défenseurs», un homme cherchant partout et inlassablement des intercesseurs capables de prendre sa défense dans toutes les circonstances où ce serait nécessaire, nous retournons à grands pas dans l'histoire, en quête d'intercesseurs pour quelque chose que nous faisons aujourd'hui et souhaitons clarifier. «Si donc tu ne trouves rien dans les couloirs, ouvre les portes; si tu ne trouves rien derrière ces portes, il y a d'autres escaliers; si tu ne trouves rien en haut, rien n'est perdu, élance-toi vers de nouveaux escaliers. Aussi longtemps que tu ne cesses pas de monter, les marches ne cesseront pas; à mesure que tu montes, elles montent sous tes pieds, en même temps que toi.»*

*En empruntant l'escalier descendant de l'histoire, on passe aussi devant le couvent imaginaire de Nietzsche. Ce parcours vers une idée dont rien n'est né nous remplit de mélancolie -face à ce qui s'est réellement passé. La mélancolie est une sorte d'impatience à l'état de paralysie. Il s'agit, pour l'affronter, de recourir aux moyens les plus efficaces mis à notre disposition. Voici ce que nous recommande, à ce propos, l'introduction d'un livre pieux rhéto-roman du 17e siècle: «Mo a schiatschar la melancholia e immoderata tristeza, la quala suvent ais sedes Diaboli, q.a. ün sez u residenz dal Diavel, ilg qual s'insinuescha suvent e gugent pro lgieut melancholica non ais ilg melger mez co la spirituola Musica la quala ilg Melancholic Diavel auda zuond invidas, e tras mez da quella suvent stova dar lœ.» - «Pour chasser la mélancolie et la tristesse immoderée qui est souvent le siège (ou la résidence) du diable (sedes Diaboli), car celui-ci a coutume d'imposer sa présence à des êtres mélancoliques, il n'y a pas de meilleur moyen que la musique spirituelle: le diable mélancolique ne l'aime pas du tout et il est contraint de céder le pas devant elle.» Dans ce cloître bien réel qui a survécu à l'histoire, nous nous sommes tellement exercés à chanter des œuvres religieuses que nous ne pouvons plus les oublier. «Chantez les psaumes d'un cœur sage», nous disait la règle de saint Benoît: en tout cas, nous les avons chantés fort et sans les comprendre. Cependant, dans ce cloître de Flims auquel l'histoire a refusé d'exister réellement, il y aurait eu aussi – j'en suis absolument certain – de la musique pour chasser les chimères. Nous connaissons l'amour particulier de Nietzsche pour cet art, nous connaissons également ses activités de compositeur: elles ont tout de même donné naissance à des morceaux qui sont joués aujourd'hui encore. Des témoignages rapportent aussi qu'il adorait improviser au piano. Lors d'un anniversaire de Wagner, Nietzsche s'installa au piano, manifestement emporté par l'euphorie de la fête. On raconte que Wagner ne tarda pas à l'interrompre en lui disant: «Cela suffit, Nietzsche, vous jouez beaucoup trop bien pour un*

*professeur.» Nous ne pouvons certes que spéculer sur les chants qui auraient été entonnés dans le cloître de Flims. Ainsi, pour chasser la mélancolie, c'est le couvent réel qui devrait d'abord venir au secours du cloître resté imaginaire par un morceau de « spirituola musica » efficace.*

*Mais mon propos n'est pas de conclure par un chant spirituel. Permettez-moi encore un petit couplet de remerciements. Je vous remercie, Messdames et Messieurs, d'être venus ce soir à cette cérémonie. Vous m'avez ainsi prouvé, entre autres, que seuls les êtres doués de patience sont aussi polis. Je remercie la Fondation Charles Veillon, notamment le jury et son président Pascal Veillon pour la bienveillance et la confiance qu'ils ont placées en quelqu'un qui continue de trouver le chemin vers lui-même grâce à ses modèles. Et je remercie Hugo Lötscher pour son discours élogieux. Tous les arts de l'immunologie suprême qu'il nous a enseignés ne peuvent m'empêcher ce soir de considérer un homme impatient comme tout à fait honorable, si on le regarde avec la générosité d'Hugo Lötscher. Une dernière fois, un grand merci à tous.*

Iso Camartin

*Texte traduit de l'allemand par Martine Besse.*

## HINWEISE

- 1/ «Die Beziehung zwischen den schweizerischen Sprachregionen» in: «Die viersprachige Schweiz» Benziger Verlag, Zürich, 1982.
- 2/ «Viele Sprachen und keine zuviel» in «Passagen» Nr 3. Pro Helvetia, Zürich, 1986.
- 3/ «Rätoromanische Gegenwartsliteratur in Graubünden. Interpretationen, Interviews», Desertina Verlag, Disentis, 1976.
- 4/ Robert H. Billigmeier «Land und Volk der Rätoromanen», Huber Verlag, Frauenfeld, 1983
- 5/ «Nichts als Worte? Ein Plädoyer für Kleinsprachen», Artemis Verlag, Zürich, 1985.
- 6/ «Walische Intellektuelle oder die Entscheidung unbehaglich zu leben», Schweizerische Monatshefte Nr 11, 1982.
- 7/ «Sprachliche Minderheiten» in «Minderheitenschutz in Europa», C. F. Müller, Juristischer Verlag, Heidelberg, 1985.
- 8/ «Rätoromanische Gegenwartsliteratur» S. O.
- 9/ «Jorge Luis Borges» in «Lateinamerikanische Literatur der Gegenwart in Einzelausstellungen» Kröne Verlag, Stuttgart, 1978 – «Unser Erdteil: das Universum» in «Borges Gesammelte Werke. Essays 1932-1936» Hanser Verlag, München, 1981 – «In der Bibliothek von Babel» NZZ 18-19. Dezember 1982 – «Das hässliche und das schöne Sterben» NZZ 28-29. Juni 1986.
- 10/ «Rosen» in «ABC der Lebensfreude. Das Glück liegt auf der Hand», Herder Verlag, Freiburg, 1984.
- 11/ «Ein Geiger zwischen Politik und Kunst. Zum 102. Geburtstag von Bronislaw Huberman», NZZ 18-19. Dezember 1982.
- 12/ Zur Biographie Hannah Arendt NZZ 14. Oktober 1982.
- 13/ «Zur 'Aesthetik der sozialen Fakten'. Literatursoziologische Anmerkungen zum Thema 'Roman und soziale Realität'» in «Der deutsche Roman und seine historischen und politischen Bedingungen», Hg. von Wolfgang Paulsen. Francke Verlag, Bern, 1977.
- 14/ Zeitschrift «Disentis» Nr 4, 1975.
- 15/ «Christian Graf v. Krockow: Wandel der Zeiten», NZZ 30. Mai 1984.
- 16/ Rede in Hannover vom 16. September 1984. Dokumentation Pro Helvetia.
- 17/ Moscovici «Das Zeitalter der Masse», NZZ 8-9. Juni 1985.

## NOTES

- 1/ «Les relations entre les quatre régions linguistiques», in «La Suisse aux quatre langues», éditions Zoé, Genève, 1985.
- 2/ «Eloge du plurilinguisme», in «Passage» No 3, Pro Helvetia, Zurich, 1986.
- 3/ «Rätoromanische Gegenwartsliteratur in Graubünden. Interpretationen, Interviews», Desertina Verlag, Disentis, 1976.
- 4/ Robert H. Billigmeier «Land und Volk der Rätoromanen», Huber Verlag, Frauenfeld, 1983
- 5/ «Nichts als Worte? Ein Plädoyer für Kleinsprachen», Artemis Verlag, Zürich, 1985.
- 6/ «Walische Intellektuelle oder die Entscheidung unbehaglich zu leben», Schweizerische Monatshefte Nr 11, 1982.
- 7/ «Sprachliche Minderheiten» in «Minderheitenschutz in Europa», C. F. Müller, Juristischer Verlag, Heidelberg, 1985.
- 8/ «Rätoromanische Gegenwartsliteratur», voir pt 3.
- 9/ «Jorge Luis Borges» in «Lateinamerikanische Literatur der Gegenwart in Einzelausstellungen» Kröne Verlag, Stuttgart, 1978 – «Unser Erdteil: das Universum» in «Borges' Gesammelte Werke. Essays 1932-1936» Hanser Verlag, München, 1981 – «In der Bibliothek von Babel» NZZ 18-19. Dezember 1982 – «Das hässliche und das schöne Sterben» NZZ 28-29. Juni 1986.
- 10/ «Rosen» in «ABC der Lebensfreude. Das Glück liegt auf der Hand» Herder Verlag, Freiburg, 1984.
- 11/ «Ein Geiger zwischen Politik und Kunst. Zum 102. Geburtstag von Bronislaw Huberman», NZZ 18-19. Dezember 1982.
- 12/ Zur Biographie Hannah Arendt, NZZ 14. Oktober 1982.
- 13/ «Zur 'Aesthetik der sozialen Fakten'. Literaturosoziologische Anmerkungen zum Thema 'Roman und soziale Realität'» in «Der deutsche Roman und seine historischen und politischen Bedingungen», Hg. von Wolfgang Paulsen. Francke Verlag, Bern, 1977.
- 14/ Zeitschrift «Disentis» Nr 4, 1975.
- 15/ «Christian Graf v. Krockow: Wandel der Zeiten», NZZ 30. Mai 1984.
- 16/ Rede in Hannover vom 16. September 1984. Documentation Pro Helvetia.
- 17/ Moscovici «Das Zeitalter der Masse», NZZ 8-9. Juni 1985.

*Cette plaquette a été achevée d'imprimer  
en juin 1987  
sur les presses de  
l'Atelier Grand SA, imprimeurs  
au Mont-sur-Lausanne (Suisse).*